3
Juni 2019

Hessisches Pfarrblatt

D 1268 F

Zweimonatsschrift für Pfarrerinnen und Pfarrer aus Hessen-Nassau und Kurhessen-Waldeck

KIRCHENREFORM I
Kirche im Überlebensmodus 51

KIRCHENREFORM II
Vergesst die Parochie – um der Kirche willen! 53

NUR EINE HILFSWISSENSCHAFT?
Die Macht der Kirchengeschichte 54

UMBRUCH 1919 – I
Karl Barth als Berater neuprotestantischer (liberaler) Theologie 57

UMBRUCH 1919 – II
Frau, links, – gläubig?
Eine theologische Erinnerung an Rosa Luxemburg 64

ÖKUMENE I
Deutschland braucht Missionare –
ein indischer Pfarrer in der EKKW 69

ÖKUMENE II
„Ich sehe was, was du nicht siehst“
Erfahrungen in Deutschland 71

EDITORIAL

Liebe Leserin, lieber Leser,

wohlan, alle, die ihr durstig seid, kommt her zum Wasser! Und die ihr kein Geld habt, kommt her, kauft und esst! Kommt her und kauft ohne Geld und umsonst Wein und Milch! (Jesaja 55,1)

Kommen, kaufen, essen – vermutlich ist es kein Zufall, dass Deuterojesaja hier nach der Werbung für einen Konsumtempel klingt. Die Adressat*innen im Exil in Babylon hatten sich Ende des 6. Jahrhunderts vor Christus wohl schon an die Annehmlichkeiten der Hochkultur gewöhnt. Zumindest die Reichen unter ihnen waren nicht leicht davon zu überzeugen, ins israelitische Stammland zurückzukehren.

So richtete sich diese Vision bewusst an die nicht so Wohlhabenden: Ganz ohne Geld sollen sie kaufen und essen. Diese Vision ist wirkmächtig geblieben: dass Menschen genug zum Leben haben sollen – alle Menschen, unabhängig von Geld und Leistung. Leben muss mehr sein als Mühe und Arbeit. „Acht Stunden arbeiten, acht Stunden schlafen und acht Stunden Freizeit und Erholung", forderte der Frühsozialist Robert Owen (1771–1858).

Erstmals haben Steinmetze 1856 in Australien den Achtstunden-Arbeitstag erkämpft. In Deutschland wurde der Achtstundentag gesetzlich am 23.11.1918 eingeführt – auch aus Angst Friedrich Eberts und der Mehrheits-SPD vor einer Räterepublik. Die Entlassung des Berliner Polizeipräsidenten Emil Eichhorn (USPD) durch den Rat der Volksbeauftragten (der provisorischen deutschen Regierung) im Dezember 1918 provozierte die Gründung der KPD und den „Spartakusaufstand", in dessen Verlauf Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg gemeuchelt wurden. Über die Hoffnungen und den Glauben der Revolutionärin Rosa Luxemburg, die gegen die Mehrheit der jungen KPD für die Teilnahme an den Wahlen zur Nationalversammlung am 19.1.1919 gestimmt hatte, schreibt Eberhard Pausch in diesem Heft (S. 64).

Zeitgleich veröffentlichte der Schweizer Pfarrer Karl Barth Weihnachten 1918 seine These, dass das Reich Gottes kein Zielpunkt gesellschaftlichen Fortschritts oder von Revolutionen ist, sondern der Anbruch eines völlig neuen Äons. Wer hätte gedacht, dass der Gegner einer liberalen und fortschrittsgläubigen Theologie 42 Jahre später öffentlich über die „Möglichkeiten liberaler Theologie heute" nachdenken würde? Udo Sopp erinnert an diese unbekannte Seite Karl Barths (S. 57).

„Deutschland braucht Missionarinnen und Missionare", schreibt der indische Pfarrer Paul Sindhe nach acht Jahren in Deutschland. Seine Abschiedspredigt und sein Bericht halten uns einen ökumenischen Spiegel vor (S. 69 und 71). Das ist vielleicht umso wohltuender, als 27 Diözesen und 20 Landeskirchen sich durch die Freiburger Studie „Kirche im Umbruch – Projektion 2060" vor eine „Generationenaufgabe" gestellt sehen: Sie haben Angst vor dem Verlust von Mitgliedern und auch von Geld.

Am Ende ist die Zukunft der Kirche und der Abschied von Liebgewordenem nur ein Teil der Geschichte Gottes mit dieser Welt, wie die EKD-Broschüre „Kirche im Umbruch" ganz zum Schluss schreibt: „Wir dürfen uns nicht länger um uns selbst drehen. Durch ein mutiges, großzügiges Aufbrechen zu den Menschen folgen wir der Spur Gottes, die unsere Gesellschaft [! Gesellschaft, nicht die Kirchen, M.F.] nachhaltig verändern kann."

Wird es 2060 noch um Kirchenmitgliedschaft gehen, gar in dem derzeit engbegrenzten deutschen Verständnis, das Sympathisant*innen, Bikonfessionelle und interreligiös Suchende gar nicht erst in den Blick bekommt? Oder nicht vielmehr um die Zukunft aller Menschen? Diese Weitung des Blicks hat die deuterojesajanische Prophetie geleistet in einer Zeit des Umbruchs, der ermöglichten Rückkehr aus der babylonischen Gefangenschaft und der sozialen Unruhe in Palästina. Auf ihren Spuren erkennen wir vielleicht, dass Gott ebenso in den jeweils anderen, den Fremden und „den Völkern", wirkt wie in uns. Der in Deuterojesaja als Heilsbringer beschriebene Perserkönig Kyros (Jes. 44 und 45) war kein Jude und an seinen Eroberungen hatte Israel keinen Anteil. Wohlan, alle, die ihr durstig seid…

Ihr Martin Franke

KIRCHENREFORM I

Kirche im Überlebensmodus

Matthias Fischer

Wurden unsere Vorfahren von einem wilden Tier angegriffen, so gingen der Körper, Teile des Gehirns und das Nervensystem sofort in den Überlebensmodus über. Stresshormone wurden in den Nebennieren gebildet und in den Blutkreislauf ausgeschüttet. Sie ermöglichten dem Steinzeitmenschen entweder den Kampf oder die Flucht (nach außen: Wegrennen und Schutz suchen; nach innen: in Schockstarre verharren).

Der Neocortex, jener Teil des menschlichen Gehirns also, der für das Denken und die Kreativität verantwortlich ist, bleibt im Überlebensmodus weitestgehend ausgeschaltet. Denn Nachdenken und Kreativität brauchen Zeit. Die Reflexion darüber, in welchem Winkel der Steinzeitmensch mit der Keule auf das Raubtier schlagen könnte, verlangsamt das Aktions- und Reaktionsmuster. Der Angreifer fährt in die Parade, noch bevor diese ausgeführt ist. Dieser Überlebensmodus ist ein ideales Werkzeug der Natur, um Bedrohungen schnell und erfolgreich begegnen zu können. Für die Gestaltung einer positiven Zukunft ist er ungeeignet. Dafür hat der Mensch den Neocortex, mit dem er Visionen entwickelt und sich überlegt, was er tun muss, um sie Wirklichkeit werden zu lassen.

Neue Zeiten – unverändertes Angebot

Schauen wir von der Frühsteinzeit auf die Gegenwart: Für Kirche sind die fetten Jahre vorbei. Evangelische und katholische Kirche verlieren beide zunehmend ihre Bedeutung in der Gesellschaft. Das lässt sich recht einfach an den Austrittszahlen dokumentieren. Das Christenvolk schrumpft in einem bisher nie dagewesenen Maße. Allein der Kirchenkreis Gelnhausen verlor in einem einzigen der zurückliegenden Jahre eine halbe Ortsgemeinde, nämlich rund 600 Menschen. In anderen Regionen ist es nicht viel besser.

Die Landessynode reagiert mit Strukturreformen. Die „Versorgung der Gemeindeglieder" soll in der Fläche und Breite erhalten bleiben. Das gestaltet sich bei stark rückläufigen Pfarrer*innen-, respektive Studierendenzahlen schwierig. Daher werden Kooperationsräume gebildet. Sogenannte Überstände an Gebäuden werden abgebaut. Die Aufgaben werden neu und anders verteilt.

Schaut man von außen auf den gesamten Prozess, fällt auf, dass das Angebot von Kirche für die Christenmenschen fast unverändert bestehen bleibt. Die evangelische Kirche wendet also ihre ganze Energie dazu auf, nicht in die Bedeutungslosigkeit zu schrumpfen. Sie tut dies mit den Instrumenten, die ihre Existenz über viele Jahrzehnte (beziehungsweise Jahrhunderte) hinweg gesichert haben.

Heutzutage sind die Probleme komplexer. Die Säbelzahntiger, die der Kirche heute gegenüberstehen, heißen gesellschaftliche Bedeutungslosigkeit, Desinteresse, Unglauben, et cetera. Mit dem damals lebensrettenden Überlebensmodus lassen sie sich nicht überwinden. Hierbei sind Kreativität, Visionen und Innovation gefragt. Eben ganz viele Werkzeuge aus dem Neocortex.

Das rückgebaute „Immer-so-weiter" beschädigt die Attraktivität unseres Pfarrberufes in erheblichem Maße. Hier dreht sich alles um die Optimierung von Arbeitsprozessen in einer Zeit, in der Menschen in der freien Wirtschaft nach Arbeitsplätzen suchen, in denen sie kreativ gestalten können. Ich bin seit 25 Jahren Pfarrer. Die meiste Zeit war ich das auch mit großer Leidenschaft. Mittlerweile betrachte ich die Entwicklung des Pfarramtes mit großer Sorge. Auf den Pfarrkonferenzen sehe ich in viele mental müde Gesichter. Die Mehrheit der Schwestern und Brüder im Amt sind ausgelaugt, erschöpft, desillusioniert, haben sich an den Vorgaben der Kirchenleitung wundgerieben, et cetera. Die Stimmung innerhalb des theologischen Personals ist schlecht.

Verwaltung ohne Innovation

Ich vertrete die Ansicht, dass unsere Landeskirche Raubbau an ihrem theologischen Personal betreibt. In den Kirchenkreisen sollen die Vorgaben der Landessynode umgesetzt werden. Das heißt vereinfacht formuliert: Die da oben sagen denen da unten, was sie zu tun haben. Das führt bisweilen zu ausgesprochenen Stilblüten: Eine Pfarrstelle soll auf die Hälfte gekürzt werden, weil die

Gemeindegliederzahlen sinken. Wie die/der Amtsinhaber*in dann aber Dienstherr*in für fast dreißig Erzieherinnen eines evangelischen Kindergartens sein soll, wird nicht geklärt. De facto ist dies eine unbezahlte, bzw. außerordentlich schlecht bezahlte Arbeit.

Auf Kreissynoden fliegen buchstäblich die Fetzen, weil eigentlich keine Gemeinde auf den jeweiligen Pfarrstellenumfang verzichten kann. Das Gerangel um 100%-Stellen hat schon lange begonnen. Ist das die Kirche Jesu Christi? Ich akzeptiere nicht, dass ein Amt, das zur Verkündigung der FROHEN BOTSCHAFT geschaffen wurde, seine Inhaber*innen im wahrsten Sinne des Wortes fertigmacht.

Als Hauptursache hierfür konstatiere ich die mangelnde Wertschätzung der kirchenleitenden Gremien und Personen für die Arbeit der Pfarrer*innen und Kirchenvorsteher*innen. Voll und ganz in ihrem Überlebensmodus geht es der Landeskirche nicht darum, welche Fähigkeiten wir Pfarrer*innen einbringen können, um das Evangelium für viele Menschen (wieder) attraktiv zu machen, es geht ausschließlich um die Erfüllung von Strukturvorgaben einer übergeordneten Behörde. Der massive Rückgang an Bereitschaft von Laien, sich im KV zu engagieren, mag damit zusammenhängen. Der unschwer erkennbare Frust und die Erschöpfung innerhalb der Pfarrerschaft sind jedenfalls unübersehbar. Um es mit harten Worten zu sagen: In der Absicht, die Kirche am Leben zu erhalten und den Bestand wenigstens einigermaßen zu sichern, verbrennt die Landeskirche das Potential der Pfarrerschaft.

Ich vermisse hier Innovation. Menschen, die mit Ideen vorstellig wurden, erzählen mir nachher: „Wer das Sagen hat, ist nicht interessiert. Und wer verstanden hat, worum es geht, hat keine Macht."

Zugehörigkeit und Wertschätzung

In der freien Wirtschaft setzt sich die Überzeugung durch, dass das wichtigste Kapital eines Unternehmens die Mitarbeiter*innen sind. Innovative Unternehmen bauen ihre Strukturen um die Mitarbeiter*innen. Sie pressen nicht die Menschen in eine Struktur, die von oben vorgegeben wird. Hierzu möchte ich einen Text des Beratungsunternehmens „Gedankentanken" vorstellen: „Seien Sie sich einer Sache bewusst: Ihre Mitarbeiter sind auch Ihre Kunden! Denn glückliche Mitarbeiter bleiben nicht nur länger bei Ihnen – sie sind gleichzeitig auch die beste Werbung, die Sie für Ihr Unternehmen haben können! Doch wie gelingt es einer Führungskraft am besten, genau solche Mitarbeiter zu finden und langfristig zu binden, die nicht nur hoch motiviert sind, sondern im Idealfall auch noch weitere Mitarbeiter anziehen?" Für die Kommunikationsexpertin Daniela Ben Said ist die Antwort simpel: durch die Wunderwaffen Zugehörigkeit & Wertschätzung! Wenn menschliche Grundbedürfnisse wie Lob, Zugehörigkeit, Beachtung oder Wertschätzung gegeben sind, werben Mitarbeiter ganz von alleine für Sie und Ihr Unternehmen. Und ziehen so auch konsequent neue Top-Mitarbeiter*innen an ...

Ideen aus der Wirtschaft: „Enjoy working"

Lob, Zugehörigkeit, Beachtung oder Wertschätzung sind Selbstverständlichkeiten in innovativen, zukunftsorientierten und erfolgreichen Unternehmen. Eines davon gibt es sogar innerhalb unserer Landeskirche – die Firma Engelbert Strauss, deren Inhaberfamilie sehr kirchennah ist. Hier heißt es: „Unsere Mitarbeiter*innen sind unser wichtigstes Kapital. Gute Ideen und innovative Konzepte werden honoriert, gefördert und umgesetzt." Das Leitmotiv dieser Firma lautet: „Enjoy working".

In der Kirche hingegen ist die alte Pyramidenstruktur noch das Maß aller Dinge. Was die Leitung sagt, muss umgesetzt werden. Solche veralteten Führungsansätze treiben in der freien Wirtschaft Mitarbeiter*innen entweder aus der Firma. Dadurch verliert das Unternehmen seine klügsten Köpfe. Oder die Mitarbeiter*innen gehen in die innere Migration, oder sie arbeiten gegen die Strukturen. Alle drei Varianten schädigen das Unternehmen und sorgen für hohe Verluste auf dem Markt.

Wenn ich an die evangelische Kirche der Zukunft denke, dann wünsche ich mir Entscheidungsträger und Strukturen, die mich motivieren, mein Bestes zu geben und dabei Freude, Dankbarkeit und Erfüllung zu finden.

Der innerste Kern

Doch wie kann Kirche beginnen, einen neuen Spirit (womöglich den Heiligen Geist) zu etablieren? Wie kann sie aus dem Überlebensmodus heraus in die schöpferische, fröhliche und geistreiche Gestaltung der Zukunft wachsen? Der erste Schritt wäre, sich unbequeme Fragen zu stellen:

– Was haben die Menschen davon, dass es die evangelische Kirche gibt?

Einer der Sätze, die jeder/jedem Pfarrer*in im Pfarramt öfter begegnen, ist jener: „Ich habe meinen Glauben. Dafür brauche ich die Kirche nicht!“

Vor etlichen Jahren habe ich aufgehört, so zu antworten, wie ich es mir von älteren Schwestern und Brüdern abgeschaut hatte. Ich ergehe mich nicht mehr in der Aufzählung aller institutionalisierten Fürsorge, die Kirche betreibt. Weder die Bedeutung evangelischer Kindergärten oder Schulen, noch die der diakonischen Einrichtungen, noch der pfarramtliche Dienst und die Notfallseelsorge geben eine klare Antwort auf die Frage, was andere davon haben, dass es die evangelische Kirche gibt. Damit rechtfertigen wir bestenfalls die Erhebung von Kirchensteuern für kirchliche Angebote. Wir erklären, warum es unsere Arbeitsfelder gibt, aber nicht, warum sie überhaupt Bestandteil des kirchlichen Lebens sind.

„Was haben die Menschen davon, dass es die evangelische Kirche gibt?“ Darauf müssen wir Antworten geben, die etwas über unseren innersten Kern aussagen.

– Damit zusammen hängt die Frage nach unserem „overarching purpose“, unserem alles überspannenden Handlungsrahmen, unserem Sinn und Ziel. Es geht dabei nicht um die Ziele in den einzelnen Arbeitsfeldern, nicht um das Endprodukt des kirchlichen Rückbaus. Kirche hat sich so auf das Überleben fokussiert, dass die Verkündung der FROHEN BOTSCHAFT als „umfassendem Ziel“ in den Hintergrund getreten ist. Wir sollen durch das Evangelium die Welt besser machen! Schon vergessen?!
– Die Verkündigung des Evangeliums ist für mich die Weitergabe des Feuers, nicht die Aufbewahrung der Asche. Feuer hat eine reinigende Kraft. Es verbrennt, was stagniert. Also muss Kirche sich diese dritte Frage stellen: Was für eine reformatorische Kirche braucht die Welt, die Gesellschaft, die Zukunft? Was lassen wir? Welche Handlungsfelder können wir getrost und in Würde verabschieden? Und welche schöpferischen Innovationen werden uns die Nachfolge Jesu Christi ermöglichen? Welche Struktur braucht Kirche, damit sich die Schwestern und Brüder in ihrem Dienst nicht nur wohl fühlen, sondern darin aufgehen, Freude erleben, sich kreativ entfalten und so zu Performern werden, wie nicht nur die Kirche, sondern auch die Welt sie braucht?

Eine (über-)lebensfähige Kirche der Zukunft wird es nur geben, wenn die Kirche aufhört, im Überlebensmodus zu denken und zu handeln. Wenn sie im Vertrauen auf Gott auf Innovation und Kreativität setzt und diese fördert, indem sie ihr theologisches (und nicht-theologisches) Personal durch Wertschätzung, Beachtung und Liebe ermutigt, neue Wege zu gehen und über sich hinauszuwachsen.

Matthias Fischer, Wächtersbach

KIRCHENREFORM II

Vergesst die Parochie – um der Kirche willen!

Sven Evers

Einen streitbaren Zwischenruf („Störfall“) veröffentlichte der Landesjugendpfarrer der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Oldenburg Sven Evers in „Zeitzeichen“ 03/2019. Wir dokumentieren diesen Beitrag zur weiteren Diskusssion.

Die Ortsgemeinde ist die Basis der Kirche. Ist sie das wirklich? Ist es nicht eher so, dass Kirchengemeinde und Lebenswelt biografisch, geografisch, gedanklich und emotional immer weiter auseinanderdriften? Mit unseren Gottesdiensten erreichen wir kaum noch jemanden. Mit den klassischen Gemeindeveranstaltungen auch nicht viel mehr als die Kerngemeinde. Außenstehende werden durch Bastel-, Senioren- oder Singkreise und ähnliches kaum angesprochen. Und wer sich ernsthaft auf die Suche nach genuin theologischen Angeboten macht, wird nur allzu oft enttäuscht.

Hat das Insistieren auf der Ortsgemeinde als dem, was es durch alle Veränderungsprozesse hindurch unbedingt zu bewahren und zu stärken gilt, irgendetwas gebracht? Hat Kirche dadurch Menschen hinzugewonnen und begeistert für die Botschaft von der Liebe Gottes? Natürlich gibt es auch in der Kirche Wachstum – Gott sei Dank! Aber die meisten kirchlichen oder kirchennahen Wachstumsbewegungen wachsen nicht in oder wegen, sondern *trotz*

der Kirchengemeinden, die sich je länger umso mehr auf ein angebliches Kerngeschäft zurückziehen, das immer kleiner, redundanter und selbstbezogener wird.

Natürlich braucht Kirche Orte.
Natürlich braucht es ein Mindestmaß an Verwaltung und Organisation. Aber es braucht keine als Parochie verstandene Ortsgemeinde! Wie wäre es, wenn wir von Kirche nicht als Parochie im Sinne einer die Menschen rundum versorgenden Gemeinde sprächen, sondern kirchliche Orte verstünden als „Servicestellen des Heiligen" – religiöse Tankstellen sozusagen.

Tankstellen sind ja heute wahre Paradiese. Neben dem Treibstoff, den es zum Fortkommen braucht, gibt es auch so ziemlich alles andere fürs Fahrzeug und für die Fahrer*innen. Schon das Benzin ist keine Einheitsware. Jedem Fahrzeug sein spezielles Benzin. Der eine braucht es kräftiger, die andere eher zähflüssig. Die eine tankt lieber an der Säule vorne, wo man anonym mit Karte zahlen kann, der andere geht hinein zum Tankwart und nimmt eine Flasche Öl mit, damit es wieder läuft wie geschmiert. Das ganze rund um die Uhr. Wie sähe es wohl aus, wenn es nur einmal in der Woche (sonntags um 10?) Einheitsbenzin für alle gäbe… Auftanken, kompetente Hilfe im Schadensfall, Gemeinschaft auf Zeit, professioneller und zugewandter Service, Rastplatz und Kraftquelle für die weitere Reise – das alles ist eine Tankstelle.

Das alles ist eine Kirche.
Warum denn nicht? Warum müssen wir alle, die kommen, immer gleich auf Dauer „beheimaten"? Vielleicht kämen viele auf der Suche nach Einkehr, Sinn, Kraft, Gemeinschaft, Gott, wenn sie nicht Angst haben müssten, sofort angesprochen zu werden mit „Schön, dass Sie auch mal wieder da sind" oder „Wollen Sie nicht die Leitung des Chores übernehmen?" Vielleicht ist das Verweilen nicht auf Dauer. Vielleicht ist ein paar Kilometer weiter oder zwei Wochen später wieder etwas kaputt oder bricht dieselbe Wunde wieder auf. Dann wird es auch ein paar Kilometer weiter eine Tankstelle geben und zwei Wochen später eine Kirche.

Kirche ist keine geschlossene Wohngemeinschaft auf Lebenszeit, sondern offene Sinngemeinschaft auf Zeit. Ich muss nicht jeden Tag tanken. Ich muss nicht ständig auf die Landkarte meines Lebens schauen, ich bin nicht jeden Tag Seelsorgefall, und ich habe auf manche Dinge und Menschen manchmal schlicht keine Lust.

Wir sollten Menschen freundlich und offen als Gäste im Hause Gottes begrüßen, wenn sie bei uns zu Gast sein wollen. Und wir sollten sie getrost ziehen lassen, wenn sie wieder gehen wollen. Das bedeutet übrigens unter anderem, große Sorgfalt und großen Wert auf unsere Kasualien zu legen, weil diese wichtige Begegnungspunkte auf Zeit sind. Wie oft legen wir den Menschen hier Steine in den Weg! Ich finde es auch nicht schön, wenn weißbekleidete Frauen von ihren Vätern vor den Altar getragen werden oder Helene Fischer zur Beerdigung erklingt. Aber es sind Augenblicke, in denen wir Wort Gottes verkündigen können in konkreter Lebenswelt – in welcher Gebrochenheit auch immer.

Lasst die Menschen kommen, alle, die mühselig sind und beladen, alle, die überheblich sind und selbstverliebt – lasst sie kommen, wie sie sind. Wenn sie wirklich Gott begegnen in unserem Tun und in unserer Gemeinschaft, dann werden sie eines Tages wiederkommen oder woanders einkehren, wo Kirche ist. So soll es doch sein. Die Kirche ist für die Menschen da und nicht die Menschen für die Kirche.

Wo Kirche wahrhaftig und aufrichtig für die Menschen *da* ist und *Kirche* ist – da wird sie auch bedeutsam sein. Nicht um ihrer selbst willen, sondern um der Menschen und um Gottes Willen.

Sven Evers, Oldenburg

NUR EINE HILFSWISSENSCHAFT?

Die Macht der Kirchengeschichte

Bernd Jaspert

Der Autor, Jahrgang 1944, war mehrere Jahrzehnte Pfarrer der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck, u. a. als Studienleiter und stellvertretender Direktor an der Evangelischen Akademie Hofgeismar. Martin Zentgraf nennt Jaspert einen der „wenigen ausgewiesenen Kirchengeschichtler[n], die auch über ihr Fach reflektieren. In mehreren Veröffentlichungen

hat er sich zu Fragen der Theorie der Kirchengeschichte geäußert." (Hessisches Pfarrblatt 2019/01, S. 22) Genau dies tut Bernd Jaspert auch in seinen jüngsten Gedanken zur „Macht der Kirchengeschichte", die er dem Hessischen Pfarrblatt zur Verfügung stellt.

Einige deutsche Kirchenhistoriker*innen bedauern, dass die allgemeinen Geschichtskenntnisse der heute Studierenden so abgenommen hätten, dass sie nicht mehr in der Lage seien, den Einfluss auf die Kirchengeschichte und umgekehrt zu beurteilen. Ob diese Kirchenhistoriker*innen rechthaben, kann ich nicht sagen. Bisher wurde diese Meinung noch nicht näher untersucht. Dass aber die Kirchengeschichte eine Macht hat, Menschen in ihrer historischen Sicht zu beeinflussen, steht fest.

Kirchengeschichte ist mächtig, wenn man an ihre Verbreitung denkt. Nicht nur in einer Kirche ist sie präsent. Sie dominiert mehrere Kirchen, Konfessionen und Denominationen auf der ganzen Welt. In ökumenischer Hinsicht ist sie neben der Systematischen Theologie tonangebend. Ohne das Placet der Kirchenhistoriker*innen geht in der Ökumene nichts. Kirchenleitende Männer und Frauen können sich zwar über die Aussagen von kirchengeschichtlichen Personen und Ereignissen und ihre Nachwirkung hinwegsetzen. Aber auch für sie bleibt letztere gültig, zumal wenn und was sie über die Vergangenheit und Gegenwart der Kirche aussagt. Dass dies nicht immer schmeichelhaft ist für sie, hängt mit der Tradition zusammen, in der diese Aussagen stehen und die die Kirchengeschichte im Guten wie im Bösen aufzudecken hat. So werden oft heutige Kirchenleitende für das verantwortlich gemacht, was vor ihrer Zeit war. Das geht jeder und jedem so, der es wagt, aus dem Haufen der Menschen des Mittelmaßes herauszuragen.[1]

1. Karl Barth: Ist Kirchengeschichte eine theologische Wissenschaft?

Die Kirchengeschichte ist eine der Wissenschaften an den Hochschulen oder Universitäten überall auf dem Globus, die eine gewisse Macht ausüben – obwohl die christliche Theologie, auch die Kirchengeschichte, normalerweise machtlos sein sollte. Nur durch ihr Wort und ihr gutes Beispiel sollte sie die Menschen überzeugen. Wenn die Kirchengeschichte das nicht tut, ist sie dann eine Wissenschaft, die aus der Theologie herausfällt? Hatte Karl Barth also recht, als er Anfang der dreißiger Jahre des 20. Jahrhunderts die Kirchengeschichte als eine, wenn auch unentbehrliche, „Hilfswissenschaft" der anderen theologischen Disziplinen bezeichnete?[2]

Der seit Langem in Deutschland lehrende Schweizer Theologe, der sich von seinen liberalen Lehrern in Berlin und Marburg abkehrte, hatte damals zwar die Tradition einer mehrgliedrigen Theologie (Biblische Exegese, Systematik, Kirchengeschichte, Praktische Theologie) an den Hochschulen im Blick, aber er wollte diese Tradition aus seiner pfarramtlichen Erfahrung heraus überwinden. Er sah die Kirchengeschichte für alle theologischen Fächer mehr als eine Helferin denn als etwas Selbständiges an. Sie hatte seines Erachtens keine eigenen theologischen Fragen zu stellen und war damit keine theologische Wissenschaft.

Diesem Barthschen Verständnis von Wissenschaft folgten die meisten Kirchenhistoriker*innen wie überhaupt viele Theolog*innen bis heute nicht.[3] Sie verwiesen vielmehr auf die allgemeinen Bedingungen, unter denen heutzutage eine Wissenschaft als solche anerkannt wird.[4] Auch die Kirchengeschichte muss sich vor diesem Forum verantworten.

2. Verborgene Macht: Tradition und Besserwissen

Die Macht der Kirchengeschichte ist nicht für jeden sichtbar. Sie ist mehr die Macht des Faktischen als die Macht des Möglichen. Es ist eine Macht der Tradition. Sie ist immer stärker als das Neue in der Gegenwart.

Diese Macht der *Tradition* übt die Kirchengeschichte durch Menschen aus, die der Psychologie mehr zutrauen als der Theologie. Bei fast allen bekannten Männern und Frauen der Kirchengeschichte wird Psychologisches zur Erklärung ihres Verhaltens, ihres Lebens

1 Für die Abkürzungen gebrauche ich das von *S. M. Schwertner* zusammengestellte Abkürzungsverzeichnis, Berlin/Boston 2014³.

2 Näheres dazu bei *B. Jaspert*, Kirchengeschichte als Teil der Theologie, Nordhausen 2017.

3 Zu den Kirchenhistorikern vgl. *B. Jaspert (Hg.)*, Kirchengeschichte als Wissenschaft, Münster 2013; *ders.*, Kirchengeschichte verstehen. Evangelische Kirchenhistoriker des 20. Jahrhunderts in Deutschland, Nordhausen 2015 (²2016); *ders.*, Kirchenhistoriker des 20. Jahrhunderts, Nordhausen 2018; *J. Ernesti/G. Wurst (Hg.)*, Kirchengeschichte im Porträt. Katholische Kirchenhistoriker des 20. Jahrhunderts, Freiburg i. Br. 2016.

4 Vgl. *Ch. Markschies u. a.*, Art. Kirchengeschichte/Kirchengeschichtsschreibung, RGG4 4 (2001), Sp.1170-1196.

und ihrer Nachwirkung herangezogen. Dabei kann es Menschen in ihrem Denken und Fühlen so beeinflussen, dass sie der Vergangenheit, die sie nicht kennen, mehr glauben als der Gegenwart, in der sie leben. So verorten sie ihr Erlebnis mehr in der Vergangenheit als in der Gegenwart. So sind sie der Macht der Kirchengeschichte ausgeliefert als Menschen, die im Heute auf morgen hin leben. Von diesen „gestrigen Menschen", also von den Menschen, die sich am Gestrigen orientieren, gibt es in Kirche und Theologie überall auf der Welt viele. Deshalb hat es die Kirchengeschichte mit ihren Machtspielen leicht.

Neben der Tradition hat sie noch ein anderes Argument, das leicht zur Macht wird. Das ist das Argument des *Mehr- und Besserwissens*. Gebrauchen Kirchenhistoriker*innen dies gegenüber ihren Zuhörerinnen oder Lesern, ist Vorsicht geboten. Dass sie mehr aus der Geschichte der Kirche wissen, Gutes und Schlechtes, auch bisher Geleugnetes oder Verborgenes, gehört zu ihrem Beruf. Dass sie es aber benutzen, nicht nur, um Zuhörer oder Leserinnen zu überraschen, sondern um sie in ihren Bann zu schlagen und sie zu fesseln, damit sie ihre Theorie glauben und ihr folgen, ist eine subtile Machtausübung. Viele Biographien, vor allem die kirchengeschichtlichen Berichte über Heilige und Märtyrer, sind voll davon. Offensichtlich ist diese Macht nicht. Aber sie ist vorhanden. Es ist eine Macht der Überlegenheit der Kundigen über die Unkundigen.

3. Die Ohnmacht der Lesenden

Gibt es noch andere Mächte in der Kirchengeschichte? Wer so fragt, fordert nicht nur eine Wissenschaft heraus, sondern einen ganzen Stand, den der Kirchenhistoriker*innen. Sie müssen in die Bresche springen und behaupten, sie hätten keine Macht. Ihr Tun sei friedlich und machtlos, und jede*r könne selbst entscheiden, ob sie/er ihnen glaube oder nicht, ob sie/er ihnen abnehme, was sie sagen, oder nicht. Diese Behauptung der Kirchenhistoriker*innen nimmt man ihnen jedoch nicht ab. Denn ihre Verteidigung krankt an zweierlei: einmal an einer falschen Selbsteinschätzung, zum andern an einer falschen Fremdeinschätzung.

Die *falsche Selbsteinschätzung* der Kirchenhistoriker*innen rührt daher, dass sie ihr Fach als schwaches deklarieren, wo sie doch wissen, dass es das nicht ist. Die *falsche Fremdeinschätzung* kommt daher, dass die Kirchenhistoriker*innen Zuhörenden und Lesenden etwas zutrauen, das diese nicht haben: ein genaues Wissen von der Vergangenheit und Gegenwart von Kirche und Theologie. In der Regel wissen sie aber nicht mehr und Genaueres als die Kirchenhistoriker*innen. Diese sollen sie ja durch ihre Darstellungen darüber aufklären, was es mit Kirche und Theologie in der Vergangenheit und Gegenwart auf sich hatte und hat. Das heißt, über richtig und falsch dessen, was sie in ihren Arbeiten aussagen, können Zuhörerinnen und Leser normalerweise gar nicht entscheiden.

Die Macht des Mehr- und Besserwissens ist aufseiten der Kirchenhistoriker*innen. Ihre Verteidigungsstrategie ist durchsichtig. Sie dient nur dazu, sich vor einem Mehr- oder Besserwissen der Zuhörerinnen und Leser zu retten, also die Macht über sie zu behalten.

4. Die Deutungshoheit der Kirchengeschichte

Die Kirchengeschichte kann mithelfen zu entscheiden, was als wichtig und unwichtig in der Geschichte und Gegenwart der Kirche und Theologie angesehen wird. Damit hat sie einen nicht zu unterschätzenden Einfluss auf die Menschen und ihr Leben. Folglich kann sie mitbestimmen, was Menschen von ihrer Vergangenheit halten, und auch, was sie über ihre Gegenwart denken und wie sie ihre Zukunft gestalten wollen.

Um es konkret zu machen, nenne ich ein paar Beispiele: 1.) Das Bild der Jeanne d'Arc war in der Kirche und außerhalb lange geprägt von einem nationalen Widerstand. Erst jetzt erkennt man, dass auch religiöse Kräfte in ihr schlummerten, die ihr den Widerstand gegen ihre Vorgesetzten eingaben, dass also die juristische und theologische Aufarbeitung des Falles Jeanne d'Arc mindestens ebenso falsch war wie ihr Lob in manchen literarischen Werken.[5] 2.) Der evangelische Theologe und Märtyrer Dietrich Bonhoeffer wurde in der evangelischen Theologie und darüber hinaus lange als ein nachahmenswertes Vorbild an Redlichkeit und theologischer Existenz angesehen. Erst neuerdings erkennt man auch seine Grenzen und berücksichtigt sie in der Darstellung seines Lebens und Wirkens.[6] 3.) Der evangelische

5 Vgl. *H. Feld*, Geschichtliche und virtuelle Existenz des Mädchens von Orléans (Christentum und Distanz 5), Berlin 2016.

6 Vgl. *W. Huber*, Dietrich Bonhoeffer. Auf dem Weg zur Freiheit. Ein Porträt, München 2019.

Theologe Karl Barth wurde über Jahrzehnte vornehmlich als ein Mann des Widerstands gegen die Hitlerdiktatur hingestellt. Erst jetzt erkennt man auch die Widersprüchlichkeit, die in diesem Leben steckte, und nimmt sie biographisch ernst.[7] 4.) Die Darstellung und Wertung des großen Papstes Johannes XXIII., der zweifellos zu den Wegbereitern der Ökumene im 20. Jahrhundert gehört und den Hans Küng als den größten Papst des Jahrhunderts bezeichnete, schwankt zwischen Bewunderung und Verehrung und Kritik. Seinem Lebenswerk wird man erst in letzter Zeit gerecht.[8] 5.) Gleiches könnte man auch von anderen Gestalten des Christentums sagen. Ich weise nur auf Athanasius von Alexandrien, Johannes von Damaskus, Augustinus, Benedikt von Nursia, Bonifatius, Bernhard von Clairvaux, Hildegard von Bingen, Gregor Palamas, Franziskus von Assisi, Elisabeth von Thüringen, Thomas von Aquin, Meister Eckhart, Martin Luther, Ignatius von Loyola, Teresa von Ávila, Huldrych Zwingli, Paul Gerhardt, Gerhard Tersteegen, Friedrich Schleiermacher, Albert Schweitzer, Patriarch Athenagoras (Aristoteles Spyrou), Edith Stein, Óscar Arnulfo Romero y Galdámez und manche andere aus verschiedenen Kirchen und Konfessionen hin. 6.) Schließlich sind Ereignisse wie das Zweite Vatikanische Konzil (1962-1965) oder die zwischen der römisch-katholischen Kirche, dem Lutherischen Weltbund, der Methodistenkirche und der Weltgemeinschaft Reformierter Kirchen geschlossene Erklärung zur Rechtfertigungslehre (1999/2008/2017)[9] zu erwähnen, um die Macht zu demonstrieren, die die Kirchengeschichte besitzt. Mehrere Jahrzehnte nach Beendigung des Konzils ist nach wie vor ungewiss, wie seine theologischen und praktischen Anstöße in der Christenheit aufzunehmen und umzusetzen sind, ob es dabei so in die Zukunft gehen soll, wie einige Konservative es wollen, oder so, wie einige Progressive es wollen. Beide Seiten gebrauchen für ihre Sicht kirchengeschichtliche Argumente. Die Macht der Kirchengeschichte ist auf beiden Seiten beträchtlich.

Positiv lässt sich sagen: Die kirchengeschichtliche Macht kann nicht nur unterschwellig sein und missbraucht werden. Sie kann auch zu Wendepunkten des Lebens führen, die auf andere positiv wirken.[10] In diesen positiven Strom der kirchengeschichtlichen Macht gehört manches, das man nicht sieht, aber doch wahr ist.

Dr. Bernd Jaspert,
36142 Tann (Rhön)

7 Vgl. *Ch. Tietz*, Karl Barth. Ein Leben im Widerspruch, München 2018.

8 Vgl. *G. Denzler*, Ihr Schäflein, kommet, o kommet doch all. Das Fenster blieb geschlossen. War Johannes XXIII. wirklich ein progressiver Papst?, FAZ (6. 1. 2001) 45; *O. H. Pesch*, Papst Johannes XXIII. Lebenswege zum II. Vatikanischen Konzil, in: *Ch. Möller u. a. (Hg.)*, Wegbereiter der Ökumene im 20. Jahrhundert, Göttingen 2005, 109–132; *H. Küng*, Sieben Päpste, wie ich sie erlebt habe, München 2015, 52ff.

9 Vgl. *F. Hauschildt u.a. (Hg.)*, Die Gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigungslehre. Dokumentation des Entstehungs- und Rezeptionsprozesses, Göttingen 2009.

10 Vgl. *B. Jaspert*, Wendepunkte des Lebens bei Gestalten der Kirchengeschichte von Paulus bis Romero, Nordhausen 2016.

UMBRUCH 1919 – I

Karl Barth als Berater neuprotestantischer (liberaler) Theologie

Udo Sopp

Dieser Artikel wurde zuerst veröffentlicht im Pfälzischen Pfarrerblatt 1/2019; wir übernehmen diesen gekürzt.

„Gegen Karl Barth sind wir alle nur Zwerge." Mit diesem Zitat beginnt Christiane Tietz ihre Karl Barth-Biographie[1]. Walther von Loewenich (1903–1992) überliefert diesen Ausspruch des Erlanger Systematikers Paul Althaus (1888–1966) in seiner Autobiographie[2]. Walther von Loewenich war einst ein Anhänger Barths gewesen, hat sich jedoch unter dem „Druck" historisch-kritischen Denkens „umbesonnen" und seine Konversion zu neuprotestantischem Denken vollzogen: „Mein Vertrauen in die Barthsche Theologie, aber auch in jede Form von Orthodoxie brach zusammen. Wer die historisch-kritische Exegese

1 Christiane Tietz: Karl Barth – Ein Leben im Widerspruch, München 2018, S. 13

2 Walter von Loewenich: Erlebte Theologie – Begegnungen, Erfahrungen, Erwägungen. München, 1979

wirklich ernst nimmt, kann nicht mehr uneingeschränkt der Theologie Karl Barths folgen und kann nicht mehr orthodoxer Theologe sein. Karl Barth hat zwar immer wieder versichert, dass er die historisch-kritische Exegese in ihrem Bereich gelten lasse, aber faktisch hat er aus ihr keine theologischen Folgerungen gezogen. Barth nimmt die biblischen Texte einfach, wie sie dastehen; er fragt nicht kritisch nach ihrem historischen Hintergrund und ihren historischen Zusammenhängen. Er geht dann allerdings über den biblischen Wortlaut hinaus, indem er die biblischen Aussagen im Sinn der späteren kirchlichen Lehre dogmatisiert. Auf diese Weise vermag er ein imponierendes christliches Gedankengebäude zu errichten, das durch seine Fülle und sein Gewicht überwältigen kann. Aber lassen sich eine großartige Trinitätslehre und eine ebenso großartige Christologie noch durchführen und biblisch begründen, wenn man die neutestamentlichen Aussagen über die Person Jesu historisch-kritisch prüft? Und ist man als ehrlicher Theologe zu einer solchen Prüfung nicht verpflichtet?“[3]

Der Römerbriefkommentar – die offenbarungspositivistische Wende

Karl Barth selbst war bis zu seiner offenbarungspositivistischen Wende durchaus im neuprotestantischen Denken zuhause durch seine Studien in Bern bei Hermann Lüdemann (1842–1933), in Berlin bei Adolf von Harnack (1851–1930) und in Marburg bei Wilhelm Herrmann (1846–1922). Ihn, Wilhelm Hermann, so sagte er selbst, habe er „mit allen Poren in sich aufgenommen“. Er schätzte dessen „wissenschaftliche Persönlichkeit“ und seinen „Gelehrtenernst“. Außerdem arbeitete er in seinen Marburger Jahren intensiv mit beim „Zentralorgan“ der Liberalen, der „Christlichen Welt“, um Martin Rade (1857–1940).

Doch dann kam – vor 100 Jahren – Barths Paukenschlag, die revolutionäre Umorientierung: weg von Schleiermacher und allen Epigonen des Neuprotestantismus. Die ehemaligen Freunde und Gesinnungsgenossen wurden zu Gegnern und theologischen Falschdenkern erklärt: Schleiermacher, aber auch die damaligen führenden Theologen Adolf von Harnack, Ernst Troeltsch und Wilhelm Hermann. Das alles hat – aus heutiger Sicht! – der Theologie- und Kirchengeschichte viel interessanten Stoff geliefert, allerdings auch die „rabies theologorum“ auf den Plan gerufen. Karl Barth immer mittendrin im Kampfgewühl, wenn es um Schleiermacher und die neuprotestantische Denkungsart ging.

Liberale Theologie in der Karl-Barth-Beratung

Man reibt sich die Augen und staunt: Ausgerechnet Karl Barth, der vielfältig apostrophierte Vater der Neo-Orthodoxie, der Wiederbeleber der altprotestantischen Dogmatik und Verfasser der vielbändigen „Kirchlichen Dogmatik“, hat im Juli 1960 über „Möglichkeiten liberaler Theologie heute“ nachgedacht. Seinen Aufsatz hatte die Schweizerischen Theologischen Umschau[4] erbeten, herausgegeben vom „Verein zur Herausgabe des schweizerischen reformierten Volksblattes“ (Bern) und getragen vom „Schweizerischen Verein für freies Christentum“.

Es sei dahingestellt, ob es Größe oder Elend der schweizerischen Liberalen war, den erbittertsten Gegner dieser Form von Kirchlichkeit und Theologie zur Feder zu bitten. Karl Barth schreibt dazu: „Mir ist von den Herausgebern der ‚Theologischen Umschau‘ ein merkwürdiger Auftrag erteilt worden: einer der merkwürdigsten, den ich noch je bekommen habe. Ich soll mich nämlich dazu äußern, welche Wege liberaler Theologie ich heute für gangbar halte. (...) Etwas erstaunt, aber aufrichtig interessiert übernehme ich diesen Auftrag. (...) Unter ‚liberaler Theologie‘ soll hier ehrlich das verstanden werden, was theologiegeschichtlich bis dahin so geheißen hat: eine auf der Linie von Descartes entscheidend und primär an der menschlichen, speziell der christlichen Religion im Rahmen des modernen Weltbildes interessierte, von diesem Zentrum aus über Gott, sein Werk und Wort nachdenkende, zur Botschaft der Bibel und zur kirchlichen Überlieferung kritisch Stellung nehmende: eine insofern anthropozentrische Theologie. In diesem Sinn kann ich, nachdem ich es in meiner Jugend (literarisch nachweisbar) nicht ohne Schwung gewesen bin – wieder ehrlich gesagt –, jetzt nicht mehr liberaler Theologie sein. Wohl aber meine ich mich noch jetzt an den Ort und in die Problematik eines solchen versetzen und also als guter Freund darüber nachdenken und mich darüber aussprechen zu können, in welchen Richtungen ich, wäre ich ein solcher, heute weiter suchen (...) würde. Der Fall ist schwierig, aber nicht hoffnungslos.“

3 a.a.O., S. 84

4 Nr. 2/30. Jahrgang, Juli 1960, S. 95 ff.

Anthropozentrik als Pneumatozentrik – die lohnende Aufgabe für Jung-Liberale nach dem Jahre 2000

Karl Barth bietet in diesem Aufsatz mehrere Möglichkeiten an. Darunter ist ein „neuer Einsatz bei Schleiermacher". In ihm sieht er den Höhepunkt der Entfaltung des cartesianisch-theologischen Denkens. Außerdem: „Hier wurde eben wohl auch – und das mutig und frei genug! – gedacht. Hier ist der Glaube wohl auch erkennender Glaube. (...) Sicher, Schleiermacher war (theologiegeschichtlich nach rückwärts und nach vorwärts gesehen) so etwas wie der Fürst aller anthropozentrischen und insofern aller liberalen Theologie. (...) Es könnte sich immerhin empfehlen, darüber nachzudenken, ob Schleiermachers (...) Anthropozentrik (...) nicht – in optimam partem interpretiert – als eigentümlicher Versuch einer Theologie des dritten Glaubensartikels und also als ‚Pneumatozentrik' zu würdigen und weiterzuentwickeln wäre. Vielleicht eine lohnende Aufgabe für heute noch nicht vorhandene, aber – wer weiß? – noch vor oder doch nach dem Jahre 2000 auftauchende Jung-Liberale?"

Theologie nicht ohne Verwegenheit

Unter den weiteren Möglichkeiten, die Karl Barth für die liberale Theologie sieht, nennt er Alois Emanuel Biedermann, den schweizerischen spekulativ-liberalen Theologen in der Gefolgschaft Hegels, Sören Kierkegaard und den Existenzialismus, obwohl dieser von den Auftraggebern ausdrücklich ausgespart worden war, sowie Martin Buber und Leonhard Ragaz. Barth begnügt sich mit drei ausführlich begründeten Vorschlägen. Salopp fragt er allerdings am Ende des Aufsatzes: „Wie wäre es mit Gandhi? Oder schlicht mit Lambarene? Oder unter den heutigen Theologen mit Paul Tillich oder Reinhold Niebuhr?" Und schließlich: „Gar nicht empfehlen könnte ich den liberalen Freunden den Weg der Trägheit, auch wenn sie unter Verzicht auf weitere sachliche Bemühungen nur eben fortfahren würden, alter Lorbeeren froh, unentwegt für intellektuelle Redlichkeit, Weltoffenheit im Denken und in der Sprache, Freiheit zum kritischen Umgang mit der Bibel und dem Dogma, Toleranz und dergleichen von keinem Verständigen bestrittene formale Ideen einzutreten. (...) Es sind jetzt mehr als vierzig Jahre her, dass ich bei Franz Overbeck den Satz gelesen habe: anders als durch Verwegenheit sei Theologie nicht mehr zu begründen. Ich habe ihn mir gemerkt. Die liberalen Theologen werden sich ihn auch merken müssen. „Billige Gnade" gibt es auch für sie nicht!"

Auf den zweiten Blick ist es gar nicht erstaunlich, dass sich Barth diesem Ansinnen der schweizerischen Liberalen überhaupt aussetzte. Man merkt sofort, dass er sich hier ganz in seinem Element fühlt. Mit scharfer Analyse und geistvollen Hinweisen, nicht zuletzt auch mit Hieb und Stich, bewegt er sich in der Szene. Seine Prognose von den noch vor oder doch nach dem Jahr 2000 auftauchenden Jung-Liberalen könnte jedoch auf Selbstzweifel hinsichtlich der Wirkungsgeschichte seines eigenen Opus in Kirche und Gesellschaft schließen lassen.

Welcher Schleiermacher?

Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher (1768–1834) ist ohne die Zugluft des Aufklärungsdenkens, der Loslösung der Theologie vom Dogma der Kirche nicht zu verstehen. Er blieb zeitlebens im Magnetfeld der Aufklärung als des „natürlichen Systems" (Wilhelm Dilthey), obwohl er Religion und Theologie, wie er sie formulierte, als Gegenbewegung zur Aufklärung verstand. Wenn Karl Barth den Neoliberalen nach der Mitte des 20.Jahrhunderts empfiehlt, es mit Schleiermacher zu versuchen, dann hat er nicht an den jungen Schleiermacher der berühmten „Reden über die Religion" (1799) gedacht, der sich da ziemlich nackt vorstellte: „Jede Heilige Schrift ist nur ein Mausoleum, der Religion ein Denkmal, daß ein großer Geist da war, der nicht mehr da ist; denn wenn er noch lebte und wirkte, wie würde er einen so großen Wert auf den toten Buchstaben legen, der nur ein schwacher Ausdruck von ihm sein kann? Nicht der hat Religion, der an eine Heilige Schrift glaubt, sondern der, welcher keiner bedarf und wohl selbst eine machen könnte." Oder: „Die Heiligen Schriften sind Bibel geworden aus eigener Kraft, aber sie verbieten keinem anderen Buche, auch Bibel zu sein und zu werden, und was mit gleicher Kraft geschrieben wäre, würden sie sich gerne beigesellen lassen".[5]

Keine Frage, dass der junge Schleiermacher der „Reden" für manche spätere sogenannte freichristliche Denkbewegung und religiöse Gestaltung Pate stand. In der Empfehlung Karl Barths gemeint, jedoch war der spätere Schleiermacher, der mit unheimlicher Virtuosität und Dialektik auch mit den größten

5 Ausgabe von Rudolf Otto, 5. Auflage, 1926, S. 76, 187

Gegensätzen umzugehen wusste, seinem System gefügig machte und Frieden mit seiner Kirche geschlossen hatte. Zehn Jahre nach den „Reden" formulierte Schleiermacher in „Die christliche Sittenlehre", die Praxis der protestantischen Kirche richte sich „nur" nach den Symbolen (Bekenntnissen) und der Bibel aus. Die Symbole allein reichten nicht, weil die Kirche sich auch nach einer ihre empirische Grenze überschreitenden Richtung fortbewege. „Die Bibel aber muss überall und immer hinreichen."

In den Vorlesungen zwischen 1809 und 1831, die er handschriftlich hinterlassen hat und die zum Teil nachgeschrieben worden sind[6], verbreitet sich Schleiermacher sehr ausführlich über das „eigentümlich protestantische Prinzip". Danach sind Christus und die Schrift, die Kirche und das Symbol völlig ausreichend. Kirche ist ein „bewegliches Ganzes", das zu Fortschritt und Entwicklung fähig ist. Die Grenze zeige sich daran, dass die in Christus gesetzte Vollkommenheit des Gottesbewusstseins niemals überschritten werden könne. Der Fortschritt christlichen Lebens könne immer nur ein richtigeres Verstehen und vollkommeneres Aneignen, eine tiefere Versenkung in das eine ursprüngliche Grundprinzip, niemals ein Verlassen und Bezweifeln desselben sein. „Christus ist absolut vollkommen." Die Kirche sei das Organ seiner Fortwirkung. Ihr Fortschreiten sei immer nur „unendliches Fortschreiten in Christo". Kirche sei immer im Werden, und in keinem Augenblick entspreche sie der Idee völlig. Darum habe sie keine Herrschaftsbefugnis und Befehlsgewalt. Wie die Rechtfertigung durch den Glauben, nicht durch die Werke, ein Eckpfeiler des Protestantischen sei, so auf der anderen Seite der Umstand, dass die „Differenz zwischen Gebietenden und Gehorchenden" in der Kirche aufgehoben sei. Schleiermacher betont, beides zusammengenommen bilde das „eigentümlich protestantische Prinzip".

Immer wieder macht Schleiermacher deutlich, dass das protestantische Prinzip sich nicht verträgt mit der Aufrichtung eines autoritären kirchlichen Lehramtes und auch nicht mit dem Bestreben von Kirchenleitungen, den Bekenntnisschriften diese Funktion zu übertragen. Maßgebend sei allein das „freie Urteil" und die „freie Mitteilung" der nur in ihrem evangelischen Gewissen Gebundenen.

Aus dem Spektrum liberaltheologischen Denkens und freichristlicher Gestaltung späterer Generationen hat man Schleiermacher vorgeworfen, dass er sein protestantisches Prinzip ausschließlich an das evangelische Kirchentum binde. Dies sei Engführung und ein ausdrücklicher Mangel. Gelobt wurde Schleiermacher, weil er in allen Provinzen menschlicher Daseinsgestaltung, in Gesellschaft, Staat, Kultur und Wissenschaft, christliches Denken undoktrinär zur Sprache brachte und auch gestaltete, vor allem auch deswegen, weil er der religiösen Persönlichkeit, dem frommen Ich, kurz: der Freiheit des einzelnen, das letzte Wort zusprach. Es war eine sehr gebremste und verschränkte religiöse Autonomie, die sich im späten Schleiermacher zu Wort meldete, jedoch der entscheidende Ansatz dafür, dass Schleiermacher für liberale Theologie bis zum heutigen Tag als „Kirchenvater" gilt. Barths Empfehlung, es doch mit Schleiermacher zu versuchen, ist äußerst treffend und sachkundig, zumal er selbst offenbar aus dem Sog Schleiermachers nie ganz herauskam.

Eine notwendige Zwischenbemerkung

Wir haben uns von Karl Barths Angebotspalette animieren und auf Schleiermachers Fährte führen lassen. Auch haben wir Karl Barths Definition liberaler Theologie als „anthropozentrischer Theologie" nicht widersprochen. Aus Barths Sicht mag dieses Urteil berechtigt sein, trifft jedoch m.E. liberale Theologie nicht, geht es ihr doch primär um Gotteserfahrung und Gotteserkenntnis – allerdings unter den Bedingungen des Menschseins, die in der Zugluft des Aufklärungsdenkens für die sich von dogmatischen Vorgaben befreiende Vernunft ihr eigenes Gewicht bekommen und fortschreitender Differenzierung ausgesetzt sind. Wir können uns hier nicht auf das schwierige Problemfeld der Erkenntnistheorie des Verhältnisses von Vernunft und Offenbarung, Glaube und Geschichte, Autonomie, Heteronomie und Theonomie begeben, das seit der Aufklärung in immer neuen Variationen Hauptthema liberaler Theologie ist.

Der Begriff liberale Theologie ist schillernd und könnte eine Engführung bedeuten. Deshalb sei in diesem Zusammenhang daran erinnert, dass Ernst Troeltsch (1865–1923) für diese Denkbewegung, Lebens- und Kirchengestaltung auf dem Boden des Protestantismus den Begriff Neuprotestantismus eingeführt hat. Sein Kennzeichen besteht, wie Troeltsch nachgewiesen hat, darin, dass dieses Denken zwei wichtige Haftpunkte hat, Reformation und

6 herausgegeben unter dem Titel „Die christliche Sitte nach den Grundsätzen der evangelischen Kirche".

Aufklärung. Es hat die Moderne mit heraufgeführt, durchsetzt und mitbestimmt. Ein anderes Synonym dafür ist „freies Christentum", das im 1948 gegründeten „Bund für freies Christentum" seine „parteiliche" Organisationsform in der Kirche gefunden hat. Liberales, neuprotestantisches oder freichristliches Denken hat viele theologische Entwürfe geliefert, nicht zuletzt angeregt und im Schlepptau von Philosophen wie Kant und Hegel. Das Verbindende dabei liegt nicht im Denkinhalt, sondern im Denkansatz. So sind Neuprotestantismus oder liberale Theologie beziehungsweise freies Christentum eine sehr komplexe Größe.

Walther von Loewenich hat in seinem 1963 erschienenen Buch „Luther und der Neuprotestantismus"[7] die Wesensmerkmale des Neuprotestantismus plausibel zusammengestellt. Ohne Anspruch auf Vollständigkeit rechnet er dazu die religiöse Autonomie und in Verbindung damit eine bestimmte Stellung zur Frage Vernunft und Offenbarung, Glaube und Geschichte, weiter die konsequente Anwendung der historischen Kritik auch auf die eigene Quellenlage des Christentums seiner Geschichte und den Zug zur „Praxis". Gekennzeichnet sieht er den Neuprotestantismus auch durch die „offene Dialektik" und den Versuch, ein „undogmatisches Christentum" als Annäherungswert zu formulieren. Seine offene Dialektik sei auch gekennzeichnet durch einen synthetischen Zug, was sich in der Dialogbereitschaft mit anderen Religionen erschließe.

Liberale Kirchengestaltung: Ernst Troeltsch und Wilhelm Gräb

Ernst Troeltsch hat sich in seiner Studie „Schleiermacher und die Kirche"[8] mit dem Kirchenverständnis Schleiermachers und den Konsequenzen auseinandergesetzt. Am Ende schreibt er: „Die Zeit der alleinseligmachenden Einheitskirche, des einheitlichen geistigen Lebens und des alle umspannenden Dogmas hatte ihr Großes und Gewaltiges. Aber sie ist unwiederbringlich vorbei. Dann aber gibt es nur die Zeit der staatsfreien, auf den religiös-ethischen Wetteifer allein beschränkten Kirche mit dogmatischer und kultischer Beweglichkeit innerhalb der Grenzen des niemals schlechthin sicher formulierten christlichen Gemeingeistes".[9]

Damit ist knapp der soziokulturelle Rahmen von Volkskirche heute einschließlich der daraus sich ergebenden Konsequenzen auf den Punkt gebracht. Im Anschluss daran hat Wilhelm Gräb „Liberale Theologie als Theorie volkskirchlichen Handelns" entdeckt und in den heutigen gesellschaftlichen und volkskirchlichen Kontext gestellt[10]:

„(...) Volkskirche also zugleich als Kirche durch das ‚Volk' Kirche als das Ensemble der selbständigen einzelnen, der Gemeinden und Gruppen, die sich selber zum Zentrum ihrer Beziehung zur organisierten Kirche machen, die sich selber wählend verhalten zu deren Angeboten, die nur partiellen Gebrauch machen von ihren Sinndeutungsmustern und Lebensritualen. In dieser Variante bezeichnet der Begriff der Volkskirche dann nicht nur die weltanschauliche Konkurrenzsituation, in die die Kirche mit ihrem Anspruch auf gesellschaftliche Allgemeinheit faktisch hineingeraten ist. Das tut er auch. Er bezeichnet nun vor allem die entscheidende Differenz zwischen der durch die organisierte Kirche objektiv vorgegebenen und praktizierten religiösen Deutungskultur und dem Gebrauch, den die einzelnen ganz oder teilweise oder gar nicht davon machen.

Mit einer direkten Entsprechung zwischen den religiösen Deutungsvorgaben der kirchlichen Institution einerseits und der religiösen Selbstdeutung der Menschen andererseits, ist in der Volkskirche jedenfalls nicht zu rechnen. Die Gottesdienste der Kirche, ihr Unterricht, ihre Seelsorge, kirchliche Sitte und kirchlicher Brauch werden als eine institutionell vorgegebene, überlieferte Fremdzuschreibung an die eigene Identität angesehen, die nicht mehr quasi-selbstverständlich übernommen, sondern bestenfalls in einem selbstreflexiven Prozess und damit immer auf individuell modifizierte bzw. gruppenspezifische Weise angeeignet wird. (...)

Volkskirchliches Handeln kann in einem offensiven Sinne dieses Begriffs somit gleichsam als das Projekt solcher Vermittlung zwischen den Sinnvorgaben und religiösen Deutungszuschreibungen der Institution und dem subjektiv wählenden Umgang damit verstanden werden. (...) Wer für solches Handeln Verantwortung trägt, alle also, die kirchliche Leitungs- und Amtsfunktionen innehaben, müssen (...) dieser Situation in spezifischer Weise Rechnung tragen. Sie müssen die Reflexion eben darauf anstrengen, dass der Geltungsanspruch

7 S. 145ff.

8 in: Schleiermacher, Der Philosoph des Glaubens, sechs Aufsätze und ein Vorwort von Friedrich Naumann (Moderne Philosophie, Band 6), Berlin 1910, S. 9–35

9 S. 35

10 Troeltsch-Studien, Band 7, 1993, S. 127 ff.

dessen, was in der Kirche gesagt und getan wird, sich nur dann zugleich subjektiv bewährt, also individuell eingelöst wird, wenn es in der Perspektive der eigenen Lebensführung, der eigenen Lebenserfahrung, seine Erschließungskraft unter Beweis stellt. Weil das so ist, (...) braucht dieses volkskirchliche Handeln aber auch eine ihm entsprechende Theologie. Nicht jede Theologie jedenfalls dürfte angesichts dieser spezifischen Herausforderungen, vor denen die kirchliche Verkündigung angesichts der heute dominanten Verfassung unseres bewussten Lebens steht, in eine ihr wirklich dienende Theorie überführbar sein (…)."

Am Ende seines Aufsatzes hat Wilhelm Gräb schlüssig aufgezeigt, dass die dialektische Theologie „zwar zur Identitätsvergewisserung kirchlichen Handelns auf neue, ihrer Zeit entsprechende Weise beigetragen hat, indem sie es in allen seinen Bezügen vom Verkündigungsauftrag her hat verstehen lassen. Man wird aber ebenso sagen müssen, dass sie diese christologische Identitätszuschreibung nicht in ein Programm der sozialen Gestaltung und kommunikativen Realisierung der Kirche unter den modernen, hochdifferenziert gesellschaftlichen Verhältnissen zu überführen vermocht hat"[11].

Waren das noch Zeiten, als nach dem Zweiten Weltkrieg die kirchlichen Bruderschaften und ihnen nahestehende Kreise ohne Rücksicht auf Ärgernisse Bekenntniskirche innerhalb der Volkskirche riskierten und theologische Erklärungen und Worte auf den Weg schickten. Geärgert haben sich viele an diesen fröhlich-unbekümmerten Klar-Texten zur Zeitsituation – vor allem wegen ihres Gewichtes, das sich in der Vermengung von Zeitanalyse, Wort und Gebot Gottes, Evangelium und Gehorsam ausdrückte.

Synoden und Kirchenleitungen heute haben sich ganz in das „liberale Programm" eingefädelt, sinnen auf Ausgleich, Kompromiss und Konsens. Das mag manchmal blass und wenig aufregend sein, aber es ist der einzige Weg für den Protestantismus in Kirchengestalt, wenn er darin bleiben und sich nicht zur Sekte minimieren will. Schleiermacher, Troeltsch und viele andere Neuprotestanten stehen ganz nah dabei und lassen grüßen. Sie kamen mit anderen Sprachfiguren aus. Kommunikationsmodelle und Akzeptanzverbesserung waren jedoch ganz ihre Sache, weil sie das „religiöse Selbstdeutungsinteresse" des Menschen ernstnahmen. Programmatisch schreibt dazu Ernst Troeltsch: „Die Kirchen als Volkskirchen und große Organisationen müssen auf jede absehbare Zeit bleiben, wobei die nähere Gestaltung ihres Verhältnisses zum Staate gegenüber der Erhaltung der großen Gesamtorganisation selbst Nebensache ist. Sie müssen bleiben, da sie nicht ersetzt werden können, da sowohl ein Gewimmel kulturloser Sekten als ein Zwangskurs angeblicher wissenschaftlicher Weltanschauung äußerst verhängnisvoll wäre. Aber sie müssen, wenigstens die protestantischen, elastisch werden zur Beherrschung der verschiedenen, mit der Religion sich eigentümlich verbindenden Strömungen des heutigen Lebens."[12]

Am Beispiel Kierkegaards weist Troeltsch nach, „wie ein von rein religiösen Interessen aus entworfenes Programm aussehen würde: kirchenfeindlich, kulturfeindlich, ungeheuer einseitig und leidenschaftlich, eine völlige Beiseitesetzung aller außerreligiösen Lebensinhalte. So können einzelne radikale und einseitig ausgeprägte Individuen ihre Stellung zum Leben nehmen und damit eine ernste Mahnung (...) sein (...), aber eine ausschließlich religiöse Antwort auf unsere Frage ist aus eben diesem Grunde unmöglich. Die Antwort muß den religiösen und Kulturinteressen Rechnung tragen, und das geschieht eben durch den Gedanken einer elastisch gemachten Volkskirche. Ist sie elastisch genug, dann wird sie auch Raum haben für die schroff und radikal religiösen Geister (...)"[13]

Religiöser Liberalismus heute – Standort und Richtungsanzeige

„Soll der Knoten der Geschichte so auseinandergehen: das Christentum mit der Barbarei und die Wissenschaft mit dem Unglauben? Viele freilich werden es so machen; die Anstalten dazu werden schon stark genug getroffen, und der Boden hebt sich schon unter unseren Füßen, wo diese düsteren Larven auskriechen wollen, von enggeschlossenen religiösen Kreisen, welche alle Forschung außerhalb jener Umschanzung eines alten Buchstabens für satanisch erklären?", hatte Schieiermacher besorgt gefragt.[14] Über seinen Standpunkt hat er keinen Zweifel aufkommen lassen. Er hat der heraufziehenden Restauration tüchtig entgegengewirkt.

11 ebd., S. 147

12 Ernst Troeltsch: Die Absolutheit des Christentums, Siebenstern-Taschenbuch Nr. 138, 1969, S. 176 f.

13 a.a.0., S. 177

14 Schleiermacher, Sendschreiben an Lücke, II, Werke, 1. Abteilung, Band 2, S. 614

Zu der Vergeblichkeit solchen Bemühens hat Martin Werner lapidar festgestellt: „Nie hat darum der Protestantismus in seiner ganzen Geschichte Schlimmeres zu seinem eigenen Ruin betrieben als in der bis in die Gegenwart nachwirkenden theologisch-kirchlichen Restauration des 19. Jahrhunderts, und die Größe dieses Verhängnisses spiegelt sich folgerichtig in der rapid um sich greifenden Entchristlichung der Welt, die der Protestantismus mit diesem Unternehmen, gemeinsam mit der gleichzeitigen katholischen Restauration, in die Wege geleitet hat."[15]

Es ist in diesem Zusammenhang eine spannende, wenn auch hypothetische Frage, wie sich die Christentumsgeschichte seit der Aufklärung auf die Entwicklung des neuzeitlichen Denkens in Gesellschaft und Kultur ausgewirkt hätte, wäre die Verabschiedung des Doktrinären am Christentum und die notwendige Umformung des christlichen Denkens entschiedener und ohne restaurative Tendenzen angepackt worden. Weil das nicht geschehen ist, sieht der religiöse Liberalismus bis zum heutigen Tag seine Aufgabe darin, hinzuwirken, dass sich der Boden unter den Füßen nicht noch weiter hebt, das Feld zu bereinigen und für die Entfaltung zeitgemäßen Glaubens fruchtbar zu machen. So ist für den religiösen Liberalismus zwangsläufig das Feld der Flurbereinigung und Fruchtbarmachung zugleich das Aufmarschgebiet seiner Gegner.

Die Gegner freien Denkens

Jörg Lauster hat die Gegner benannt. Er stellt fest, „dass Religionen in unseren Tagen offensichtlich attraktiver erscheinen, wenn sie vom Modus der Nachdenklichkeit in den der Eindeutigkeit wechseln. Nicht das aufgeklärte, sondern das evangelikale und pfingstlerische Christentum wächst in der Gegenwart. Europäischen Christinnen und Christen, die ihre religiöse Praxis nicht an dem Erbe der Aufklärung vorbei gestalten können, bleibt im Moment wenig übrig, als diese Spannung auszuhalten (…) Der Geist, von dem das Christentum lebt, ist zu groß, um in nur einer theologischen Richtung Eingang zu finden, die unablässig für sich die alleinige Wahrheit in Anspruch nimmt. Die Pluralität von theologischen Strömungen und verschiedenen Frömmigkeitsstilen ist eine notwendige Folge des unfassbaren Grundes des Christentums. Theologische und religiöse Pluralität ist darum nicht die Beliebigkeit des Relativismus, sondern sie ist die Anerkenntnis der unfassbaren Größe unseres Glaubens. Pluralität schließt prinzipiell ein, vom jeweils anderen auch lernen zu können. Es gibt auch eine Art innerprotestantische Ökumene, in der es gilt, bei aller Unterschiedenheit zwischen den sogenannten Frommen und Liberalen in der jeweils anderen Strömung auch Wahrheitsmomente auszumachen, über die sich nachzudenken lohnt. Der Streit um die Inhalte dient der intellektuellen Diskursivität und der Schärfung des eigenen Profils. Das ist bestes europäisches Erbe.

Nur eine Religion, die das Erbe der Aufklärung produktiv aufnehmen kann, wird in Europa bestehen können."[16]

Einer anderen Form fragwürdiger „Eindeutigkeit" begegnen wir heute in den verschiedenen Formen atheistischer Bekenntnisse, die auf einer anmaßenden Wissenschaftsgläubigkeit beruhen. Richard Dawkins „Der Gotteswahn" hat dabei weltweit Karriere gemacht. In seinem Schlepptau hat der Theologe und Chef des Marburger Tectum-Verlags, Heinz-Werner Kubitza, seine antitheologische, radikal aufklärerische „Eindeutigkeit" ebenfalls in „Wahn-Veröffentlichungen" bekundet: „Der Jesuswahn", „Der Dogmenwahn", „Der Glaubenswahn". Das alles in schöner Übereinstimmung und im Geist der Giordano-Bruno-Stiftung und des „humanistischen Manifestes" von dessen Vorsitzendem Schmidt-Salomon. Dazu die kritische Stimme des bekennenden Atheisten André Comte-Sponville: „Dass anscheinend jeder wissenschaftliche Fortschritt die Religion zumindest punktuell zu einem entsprechenden Rückzieher zwingt… heißt noch lange nicht, dass die Wissenschaft die Religion insgesamt verdrängen oder ersetzen könnte (…) Der Szientismus als Religion der Wissenschaft ist genauso zweifelhaft wie alle anderen Glaubensrichtungen. *Außerdem ist er weniger poetisch und viel dümmer. Er geht an der Frage, die er zu lösen vorgibt, vorbei.*"[17]

Die fragwürdige Eindeutigkeit des Barthschen Ansatzes

Zur fragwürdigen Eindeutigkeit im theologischen Gewand, also zur Neo-Orthodoxie Karl Barths, bemerkt sein ehemaliger Schüler Walther von Loewenich: „Karl Barth unterschied sich von seinen theologischen

15 Martin Werner, Der protestantische Weg des Glaubens, Band 2, Bern 1955, S. 894

16 Jörg Lauster, Pfälzisches Pfarrerblatt 8/2018, S. 283 f.

17 André Comte-Sponville: Woran glaubt ein Atheist?, Zürich 2009

Zeitgenossen dadurch, dass er es wagte, mit einer selbstverständlich gewordenen Tradition zu brechen und unbeirrt von links oder rechts den entgegengesetzten Weg zu gehen. Er trat an das riesige Erbe mit neuen Augen heran und es erschloss ihm ungeahnte Perspektiven. Darum wurde es immer erregend und interessant, wohin er sich auch auf theologischem Gebiet wandte. Nichts an ihm war kleinstellig; ich bin kaum mehr einem so großzügigen Menschen in meinem Leben begegnet. Er konnte mit einem Wort blitzartig eine theologische Situation erhellen; es würde sich wohl lohnen, eine Sammlung seiner theologischen Pointen anzulegen. Dass sie auch gefährlich wirken konnten, wurde schon vermerkt. Seiner Suggestivkraft war schwer zu widerstehen. Auch heute noch fasziniert es mich, wenn ich in seinen Briefen oder Aufsätzen lese. Es ist mir wahrhaftig nicht leicht gefallen, mich theologisch von der Welt Karl Barths zu trennen (…) Natürlich geschah diese Loslösung vom theologischen Ansatz Karl Barths nicht mit einem Schlag, sondern in einem längeren Prozess. Sie bedeutete auch nicht ein völliges Abrücken; noch heute lese ich mit Gewinn in den Werken Barths. Seine Kritik am Neuprotestantismus muss ernst genommen werden; die Krisis des Neuprotestantismus war notwendig. Die Theologiegeschichte und die Kirchengeschichte des 20.Jahrhunderts sind ohne Karl Barth nicht denkbar. Durch seine politische Theologie hat er selbst in die Weltgeschichte eingegriffen. Der Widerstand der Kirche im Dritten Reich ist wesentlich auf seine Initiative zurückzuführen. Das alles wird kein Verständiger bestreiten. Es könnte als kleinlich erscheinen, wenn ich trotzdem an meiner Kritik an Karl Barth festhalte. Der Ansatz dieser Kritik betrifft aber nichts Nebensächliches. Gerade an den beiden Punkten, an denen sich Barth von der gesamten neuzeitlichen Theologie distanzieren will, nämlich in der Verwerfung der Relevanz der historisch-kritischen Methode und des Erfahrungsbeweises in der Gewissheitsfrage, wird die Problematik seiner Theologie offenkundig. Seine Kritik am Neuprotestantismus bedeutet keine wirkliche Überwindung des Neuprotestantismus (…)"[18]

Welcher Karl Barth?

Aus kulturprotestantischer Sicht erfreulich ist, dass sich der spätere und späte Barth offensichtlich mit Lust und Laune gestalterisch in den weiten Räumen der Kultur bewegt hat. Seine verschiedenen Bekenntnisse zu und Huldigungen an Mozart[19] und seine späte Freundschaft mit dem Schriftsteller Carl Zuckmayer machen das deutlich.

Befremdlich für die neuprotestantische Sicht bleibt hingegen, dass der ganz späte Barth seine protestantische Neoorthodoxie der vatikanischen Orthodoxie in der Konzilsgewandung bei einem Besuch in den vatikanischen Gemächern annäherte. Seine entlarvende und beunruhigende Forderung erschreckt, auch wenn er sie mit einem ganzen Katalog kritischer Fragen garniert: „Die Worte ‚protestantisch' und ‚Protestantismus' sähe ich gerne aus unserem Sprachschatz verschwinden."[20]

Udo Sopp, Kaiserslautern

18 Walther von Loewenich, a.o.O., S. 61,85f.
19 Karl Barth, Wolfgang Amadeus Mozart, Zürich 1956
20 Karl Barth, Ad limina apostolorum, Zürich 1967, S. 17.

UMBRUCH 1919 – II

Frau, links, – gläubig? Eine theologische Erinnerung an Rosa Luxemburg

Dr. Eberhard Pausch

„Die proletarische Revolution kann sich nur stufenweise, Schritt für Schritt, auf dem Golgathaweg eigener bitterer Erfahrungen durch Niederlagen und Siege, zur vollen Klarheit und Reife durchringen …" (Rosa Luxemburg, 1918)[1]

1 Rosa Luxemburg: Mensch sein ist vor allem die Hauptsache: Gedanken einer Revolutionärin, hg. von Bruno Kern, Wiesbaden 2018, S.135.

Gläubig und links – ein Widerspruch?

Als Rosa Luxemburg (1871–1919) vom „Golgathaweg" sprach, ahnte sie da bereits, dass auch ihr ein „Golgatha"-Schicksal bevorstehen würde? Mit der Möglichkeit eines Attentats musste sie rechnen, denn sie war eine der meistgehassten Personen jener Zeit. Ihre Lebensdaten umfassen fast exakt die Zeit von der Gründung des Deutschen Kaiserreichs bis

zur Entstehung der Weimarer Republik. Als Luxemburg am 15. Januar 1919 wenige Tage vor den Wahlen zur Nationalversammlung (19.01.1919) ermordet wurde, starb mit ihr ein herausragend begabter, faszinierender und unbeugsamer Mensch, an den die Evangelische Akademie Frankfurt dieses Jahres mit mehreren Veranstaltungen erinnert hat. Gerade auch theologisch scheint es mir geboten, dieser mutigen Person zu gedenken, deren denkerische und politische Impulse auch heute noch bedeutsam sind. Fest steht: Sie war eine Frau und sie war „links", sehr links sogar. Aber war sie, die den Golgathaweg kannte und bald gehen sollte, auch gläubig?

Andrea Nahles (geb. 1970), seit 2018 die Vorsitzende der SPD, veröffentlichte vor einigen Jahren ein autobiographisches Buch mit dem Titel „Frau, gläubig, links"[2]. Sie schildert darin ihre politische und religiöse Sozialisation und macht deutlich, warum heute eine gläubige (katholische) Christin von ihren Grundwerten her eine überzeugte Sozialdemokratin sein kann. Diese Vorstellung wäre nicht nur für Rosa Luxemburg und ihre Zeit völlig abwegig gewesen. Die politische Heimat überzeugter Katholiken war damals die Zentrumspartei, und noch bis in die 70er Jahre hinein wählten deutsche Katholikinnen und Katholiken in aller Regel die CDU/CSU. Auch die evangelische Kirche brauchte lange Zeit, um sich mit „linken" Werten zu identifizieren, obwohl schon in der Weimarer Republik einige der wichtigsten protestantischen Theologen (Karl Barth, Paul Tillich) Sozialdemokraten waren.

Der Mensch Rosa Luxemburg

Die in Zamość (Polen) geborene und im Alter von zwei Jahren (1873) nach Warszawa (Warschau) übergesiedelte Rosa Luxemburg war schon in der Schule brillant. Fast immer war sie die Kleinste, Jüngste und Beste. Als sie 1887 ihr Abschlusszeugnis erhielt, fanden sich darin nur „ausgezeichnete" und „sehr gute" Zensuren. Später sprach sie fließend Deutsch, Englisch, Französisch, Polnisch und Russisch und konnte sowohl anspruchsvolle Literatur als auch komplizierte politische Reden jederzeit von einer Sprache in die andere übersetzen. Sie studierte und promovierte in den 1890er Jahren in Zürich. Auch hier zeigte sie außerordentliches Talent und schloss ihre Promotion mit „magna cum laude" ab. Ihr Doktorvater, der ihr damals schon entwickeltes marxistisches Denken ablehnte, bezeichnete sie als den „… begabtesten Schüler (!) meiner Züricher Jahre".[3]

Um die deutsche Staatsbürgerschaft zu erlangen, führte sie kurze Zeit (1898–1903) eine Scheinehe mit Gustav Lübeck (1873–1945). Später sollte sie nicht mehr heiraten, hatte aber (nicht ausschließlich seriell monogame) Beziehungen mit mehreren Männern, die alle aus dem gleichen sozialistischen Gesinnungsmilieu stammten. Unter ihnen war die wohl wichtigste Bezugsperson Leo Jogiches (der wie sie 1919 ermordet wurde). Auch Kostja Zetkin ist hier zu nennen, einer der Gründer des Frankfurter Instituts für Sozialforschung Anfang der 20er Jahre (und Sohn von Clara Zetkin), der noch bis 1980 lebte, ebenso der Arzt Hans Diefenbach, der ihrer Seele vielleicht am nächsten stand (gefallen im Krieg 1917), und schließlich auch Paul Levi (1883–1930), Rechtsanwalt und Reichstagsabgeordneter für Frankfurt am Main, der ihr 1919 zunächst in die KPD folgen sollte und später wieder zur SPD zurückkehrte.

„… sieh, dass du Mensch bleibst"

Bereits 1878 hatte August Bebel (1840–1913) in seinem Buch „Die Frau im Sozialismus" für die Gleichberechtigung der Frauen gekämpft. Es sollte aber genau 140 Jahre, nämlich bis 2018, dauern, bis mit Andrea Nahles erstmals eine Frau Parteivorsitzende der SPD wurde. Zu diesem Zeitpunkt hatten konservative Parteien wie die „Tories" in Großbritannien mit Margaret Thatcher oder die CDU in Deutschland mit Angela Merkel längst nicht nur weibliche Parteivorsitzende, sondern auch weibliche Regierungschefinnen stellen können. Warum gelang das der SPD so spät? Dabei hatte sie jederzeit glänzend begabte Politikerinnen in ihrer Mitte. Zu diesen zählte zweifellos auch Rosa Luxemburg. Allein, sie war nicht nur eine Frau, sie hatte auch polnische Wurzeln, stammte aus einer jüdischen Familie, war – im Gegensatz zu vielen Spitzenfunktionären der damaligen SPD – hoch gebildet und galt außerdem (zu Recht) als sehr links.

Rosa Luxemburg liebte Tiere und Pflanzen und legte sich ein detailreiches Botanik-Album an. Sie hatte auch einen Kinderwunsch, sehnte sich nach einem Baby und musste auf diesen Traum verzichten. Sie machte Menschen Mut, die traurig oder verzweifelt waren und fand dabei wunderbare, tröstliche Worte: *„… sieh,*

2 Andrea Nahles: Frau, gläubig, links: Was mir wichtig ist, München 2009.

3 Helmut Hirsch: Rosa Luxemburg, Reinbek bei Hamburg 1981, S.20.

dass du Mensch bleibst: Mensch sein ist vor allem die Hauptsache. Und das heißt: fest und klar und heiter sein, ja heiter trotz alledem und alledem …"[4]

Rosa Luxemburg als politische Denkerin

Rosa Luxemburg war eine scharfe Denkerin, vor allem in politischen Themen. Kritisch war sie dabei immer, eine Protagonistin der linken Aufklärung. Sie hinterfragte Karl Marx (1818–1883) selbst und entwarf eine alternative ökonomische Theorie, die zugleich eine eigenständige – von Lenin abweichende – Theorie des Imperialismus enthielt. Innerhalb der SPD stritt sie sich mit den Star-Theoretikern Eduard Bernstein und Karl Kautsky. Auf internationaler Bühne duellierte sie sich lange vor 1914 mit Lenin und Trotzki (und in ihren Schriften auch später noch). Wichtig war ihr der Grundsatz, dass kritisch-marxistisches Denken immer im Fluss bleiben und sich im Streit bewähren müsse: *„Marxismus ist eine revolutionäre Weltanschauung, die stets nach neuen Erkenntnissen ringen muss, die nichts so verabscheut wie das Erstarren in einmal gültigen Formen, die am besten im geistigen Waffengeklirr der Selbstkritik und im geschichtlichen Blitz und Donner ihre lebendige Kraft bewährt …"*[5]

Rosa Luxemburg trat 1899 in die SPD ein und blieb bis 1917 deren Mitglied. Die SPD war zu dieser Zeit wohl die bestorganisierteste und größte linke Partei in Europa. Luxemburg aber stand fast immer für eine Minderheit innerhalb ihrer Partei. Das hatte auch damit zu tun, dass sie sich grundsätzlich schwer damit tat, Kompromisse einzugehen. Franz Walter schreibt wohl zu Recht: „In Luxemburgs Weltbild existierte nur die schroffe Alternative des ‚Alles oder nichts'; für das Wesen von Reformen, Kompromissen, Bündnissen hatte sie keinerlei Sinn."[6]

Zur Minderheit gehörte sie auch, als sie zur Jahreswende 1918/19 – nach einer kurzen Episode in der USPD 1917 – die KPD gründete. Sie war für die Beteiligung an den Wahlen zur Nationalversammlung am 19. Januar 1919 – und wurde überstimmt. Sie war gegen den Begriff „kommunistisch" im Parteinamen – und wurde überstimmt. Wie hält man das aus, immer Minderheit in einer Minderheit in einer Minderheit zu sein? Es spricht zumindest für eine überdurchschnittlich starke Resilienz.

Keine Mordwaffe gegen französische und andere Brüder

Ein Schwerpunkt ihres politischen Denkens galt der Friedensthematik: Rosa Luxemburg trat stets konsequent gegen den Militarismus des wilhelminischen Zeitalters und für Abrüstung und Völkerverständigung ein. Zwar war sie keine radikale Pazifistin, insofern sie sich die Möglichkeit einer „Volksmiliz" vorstellen konnte. Aber ihr Ziel war der Weltfriede. Sie meinte, diesen erreichen zu können, wenn die Arbeiter*innen aller Länder – im Anschluss an Karl Marx – ihre internationale Verbundenheit höherstellen würden als ihre nationale Herkunft. In diesem Sinne schrieb sie unzählige Zeitungsartikel und hielt Vorträge, etwa vom 24. bis 26. September 1913 in Frankfurt-Fechenheim, Hanau und Frankfurt-Bockenheim, also im Gebiet der heutigen hessischen Landeskirchen. Von dem dort befindlichen Wahlkreis war sie 1913 zum Parteitag nach Jena delegiert worden und berichtete von den Ergebnissen des Parteitages. Mit der ihr eigenen kämpferischen Rhetorik wetterte sie dabei gegen den Militarismus und gegen den „Kadavergehorsam" der Soldaten auf allen Seiten.[7] Unter den vielen Zuhörenden in Bockenheim befanden sich allerdings Spitzel, die Rosas Äußerungen sorgsam mitnotierten und der staatlichen Obrigkeit vermelden konnten, dass sie gesagt habe: *„Wenn uns zugemutet wird, die Mordwaffe gegen unsere französischen oder anderen Brüder zu erheben, dann rufen wir: Das tun wir nicht!"*[8] Es verstand sich von selbst, dass Rosa auf dieser Grundlage niemals dem Eintritt Deutschlands in den Ersten Weltkrieg 1914 oder gar der Gewährung von Kriegskrediten zustimmen konnte. Vor allem aber galt ihre Bockenheimer Äußerung dem Frankfurter Landgericht als ein Aufruf zu „Hochverrat" und „Meuterei" gegen Befehle der Obrigkeit.[9] Sie wurde angeklagt und schließlich verurteilt. Nach einem kurzzeitigen Haftaufschub, der ihr aufgrund ihres Gesundheitszustandes gewährt wurde, kam sie zu Anfang des Jahres 1915 in Haft und verbrachte so den

4 Helmut Hirsch: Rosa Luxemburg, a.a.O., S.98.

5 Helmut Hirsch: Rosa Luxemburg, a.a.O., S.77.

6 Franz Walter: Die SPD: Biographie einer Partei von Ferdinand Lassalle bis Andrea Nahles, Reinbek bei Hamburg 2018, S.34.

7 Ernst Piper: Rosa Luxemburg: Ein Leben, München 2018, S.430–435.

8 Zitiert nach Ernst Piper: Rosa Luxemburg: Ein Leben, a.a.O., S. 432.

9 Im Dritten Reich wurden derartige Äußerungen als „Wehrkraftzersetzung" bezeichnet und ohne Zögern mit dem Tode bestraft.

größten Teil des Ersten Weltkrieges im Gefängnis. Entlassen wurde sie erst am schicksalhaften 9. November 1918.

Die Freiheit des anders Denkenden

Noch während ihres Gefängnisaufenthaltes äußerte sie sich kritisch zur von Lenin und Trotzki ins Werk gesetzten Russischen Revolution. Mit der in Russland durchgeführten Form der Revolution konnte Luxemburg sich nicht anfreunden. Hatte sie früher schon Lenin und Trotzki auf Treffen der Sozialistischen Internationale misstraut und widersprochen, so artikulierte sie nun ihre klare Ablehnung des in Russland eingeschlagenen Weges. Ihre Kritik stützte sich einerseits darauf, dass in Russland nicht das Proletariat Subjekt der Revolution war (das war für sie eine „conditio sine qua non"), andererseits aber darauf, dass innerhalb des bolschewistischen Lagers eine dogmatische Erstarrung zu beobachten war, die andere Meinungen brutal ausschloss und verfolgte. Terror – auch Staatsterror – kam für sie nicht in Frage: *„Die proletarische Revolution bedarf für ihre Ziele keines Terrors, sie hasst und verabscheut den Menschenmord."*[10]

Luxemburg konnte sich – übrigens im Einklang mit Karl Marx – einen Sozialismus ohne freie Presse, ohne Vereins- und Versammlungsfreiheit nicht vorstellen: *„Hingegen ist eine offenkundig unbestreitbare Tatsache, dass ohne freie ungehemmte Presse, ohne ungehindertes Vereins- und Versammlungsleben gerade die Herrschaft breiter Volksmassen völlig undenkbar ist. […] Freiheit nur für die Anhänger der Regierung, nur für Mitglieder einer Partei – mögen sie noch so zahlreich sein – ist keine Freiheit. Freiheit ist immer nur die Freiheit des anders Denkenden …".*[11]

Gregor Gysi notiert allerdings zu diesem viel zitierten Satz: „Luxemburg schrieb nicht nur, dass Freiheit immer die Freiheit der Andersdenkenden sei. Sie betonte auch, dass es bei der Errichtung und Sicherung einer solch neuen Macht zunächst Einschränkungen geben könne, diese vielleicht sogar unumgänglich seien. Aber diese müsse man klipp und klar als Einschränkungen bezeichnen, die zu überwinden sind, und dürfe sie nicht auch noch als Errungenschaft würdigen." [12]

Gewiss ist: Politische Entwicklungen wie in der UdSSR oder auch in der späteren DDR waren mit Luxemburgs Grundsätzen nicht vereinbar. Ernst Piper meint daher: „Wie Rosa Luxemburgs eigener Lebensweg weitergegangen wäre, wissen wir nicht. Aber viel spricht dafür, dass sie die Freiheit der Andersdenkenden auch für sich selbst in Anspruch genommen hätte."[13]

Radikal ohne Populismus

Von Rosa Luxemburgs Denken zu sprechen heißt auch, ihre Irrtümer und Fehler nicht zu verschweigen. Dazu zähle ich folgende ihrer Annahmen:

- Ihre Hoffnung auf das politische Instrument des „Massenstreiks" erwies sich zumindest im Umfeld von 1914 als trügerisch.[14]
- Für gänzlich problematisch halte ich ihre Karl Marx folgende Auffassung, es gebe in der Geschichte eine naturgesetzliche Entwicklung (Determinismus), der zufolge es notwendig zur Revolution und zur klassenlosen Gesellschaft kommen werde.
- Auch setzte sie ihre Hoffnung im Blick auf die Kriegsverhinderung – ebenfalls im Gefolge von Marx – ganz auf die internationale Solidarität der „Arbeiterklasse" (das Proletariat). Ein proletarischer Internationalismus war damals aber de facto nicht vorhanden – und kam auch später niemals zustande.[15]
- Sie vertraute sehr stark auf die Zugkraft des Begriffs „Sozialismus". Dessen Zugkraft war schon damals außerordentlich begrenzt.

Rosa Luxemburg hatte niemals das Zeug zur Populistin. Sie war in ihrer Zeit alles andere als populär, und sie hätte jedem „linken Populismus" heftig widersprochen, wenn dieser bedeuten sollte: Man muss seine Aussagen auf einfache Botschaften reduzieren (Simplifizierung), und diese muss man immer und immer wieder wiederholen (Redundanz). Dazu war sie viel zu sehr eine Forschernatur, stets für Neues aufgeschlossen und begierig, die Wahrheit zu erkunden.[16]

10 Rosa Luxemburg: Mensch sein ist vor allem die Hauptsache: Gedanken einer Revolutionärin, a.a.O., S.134.

11 Rosa Luxemburg: Mensch sein ist vor allem die Hauptsache: Gedanken einer Revolutionärin, a.a.O., S.127f.

12 Gregor Gysi: Ein Leben ist zu wenig: Die Autobiographie, Berlin 2017, S.70.

13 Ernst Piper: Rosa Luxemburg: Ein Leben, a.a.O., S.692.

14 Hierzu ausführlich Ernst Piper: Rosa Luxemburg: Ein Leben, a.a.O., S. 233–295.

15 Vgl. Ernst Piper: Rosa Luxemburg: Ein Leben, a.a.O., S. 31, 113, 303.

16 Daher hätte sie Chantal Mouffe heftig widersprochen, auch wenn sie mit ihr darin übereingestimmt hätte, dass Politik ihrem Wesen nach konfrontativ sein muss. Vgl. Chantal Mouffe: Für einen linken Populismus, Berlin 2018. Umgekehrt würde Chantal Mouffe Luxemburgs Denken wohl als „klassen-essentialistisch" bezeichnen, denn Rosa Luxemburg war der festen Überzeugung, dass nur die Arbeiterklasse als revolutionäres Subjekt in Frage komme.

War Rosa Luxemburg gläubig?

Die fesselnd geschriebene und gut recherchierte, 2018 erschienene Biographie von Ernst Piper stellt Rosas persönliches und politisches Leben in vielen Details dar. Als religiös interessierte Person kommt sie in diesem Buch dagegen nicht in den Blick. Es gibt aber Quellen, die uns ein anderes Bild zeichnen lassen.

Rosa war jüdischer Herkunft, praktizierte aber ihr Judentum nicht. Dafür kannte sie sich im Christentum recht gut aus. Jesus nannte sie einmal den „Gott aus Nazareth".[17]

Sicher hat sie diese Aussage nicht im kirchlich-dogmatischen Sinne gemeint, aber daraus spricht doch eine gewisse Verehrung, die sie für Jesus empfand. Auch warb sie für die etwa in Aussagen der Apostelgeschichte bezeugte Eigentumsgemeinschaft im Urchristentum (Apostelgeschichte 2, 44f; 4, 32+34f), die auch in der Forschung teilweise als „urchristlicher Kommunismus" bezeichnet wird. Es gilt heute zwar als „common sense" der Forschung, dass es sich bei diesen Darstellungen des Lukas genannten Autors der Apostelgeschichte um „Idealisierungen" handelt. Dennoch: Auf Rosa Luxemburg wirkten diese Schilderungen inspirierend, und sie kontrastierte die spätere Wirklichkeit der christlichen Kirchen und der von ihnen geprägten Gesellschaften mit den Idealen aus der Frühzeit des Christentums.

Sie bewunderte auch den Reformator Martin Luther (1483–1546), wohl vor allem wegen seiner Geradlinigkeit und seines unbestrittenen Mutes. Sie sprach vom *„einfachen Wort des ehrlichen und geraden Menschen: ‚Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helf mir'"*[18] – die Sätze, die Martin Luther vierhundert Jahre zuvor auf dem Wormser Reichstag vor Kaiser und Kardinälen gesprochen haben soll[19]. Ohne diesen Luther, das wusste sie, hätte es seinerzeit keine Reformation gegeben und keinerlei gesellschaftlichen Wandel.

Gegen Ende des Reformationsjahres 2017 habe ich im Hessischen Pfarrblatt[20] versucht, in fünf Punkten zu umreißen, worin die bleibende Botschaft des Reformators für unsere Zeit bestehen könnte: (1) sein beispielhafter Mut, als er sich 1521 nach Worms in die „Höhle der Löwen" begab und dort mit seinem Tode rechnen musste, (2) die Berufung auf sein Gewissen als diejenige Instanz, die sein Leben vor Gott leitete, (3) seine Bindung an die Bibel als Ursprungs- und Orientierungsdokument seines Glaubens, (4) sein Engagement für ein leistungsfähiges allgemeines Bildungswesen und (5) seine theologische Fokussierung auf die Botschaft von der Rechtfertigung der Menschen allein durch Gottes Gnade.

Vergleiche ich Luther und Luxemburg miteinander, so gibt es Ähnlichkeiten hinsichtlich der Bedeutung von Mut, Gewissen und Bildung[21] als Faktoren, aus denen ein Gemeinwesen leben kann und sollte. Luxemburg kannte und schätzte die Bibel, jedoch als historisches Dokument (und nicht als „Wort Gottes" – diese Begrifflichkeit lag ihr fern). Ebenfalls blieb ihr die Rechtfertigungsbotschaft wohl fremd.

Während ihrer Zeit im Gefängnis war es ihr stets wichtig, an Weihnachten ein Bäumchen zu haben und es mit Lichtern zu schmücken. Geschenke, die sie zur Weihnachtszeit machte oder bekam, nannte sie „Christkindle" oder „Christkindlein". Die faktischen Kirchen und Priester bzw. Pfarrer ihrer Zeit kritisierte sie heftig, insbesondere da die große Mehrheit derselben dem Sozialismus feindselig gegenüberstand. Dies alles ergibt ein Gesamtbild im Blick auf die religiöse Dimension ihres Lebens, das ich abschließend würdigen werde.

Ermordung und Erbe

Als Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht (1871–1919) am 15. Januar 1919 auf barbarische Weise von einer rechtsextremistisch gesinnten Soldatenhorde ermordet wurden[22], trug die SPD bereits Regierungsverantwortung. Insbesondere der damalige Reichskanzler Friedrich Ebert (1871–1925) und sein Reichswehrminister

17 Helmut Hirsch: Rosa Luxemburg, a.a.O., S. 16.

18 Helmut Hirsch: Rosa Luxemburg, a.a.O., S.97.

19 Die Akten des Wormser Reichstages sind uns überliefert. Wir wissen daher, dass diese Luther zugeschriebenen Worte so nicht von ihm stammten. Sein mutiges Schlusswort vor Kaiser und Reich lautete vielmehr: „… wenn ich nicht durch Zeugnisse der Schrift und klare Vernunftgründe überzeugt werde; denn weder dem Papst noch den Konzilien allein glaube ich, da es feststeht, dass sie öfter geirrt und sich selbst widersprochen haben, so bin ich durch die Stellen der Heiligen Schrift, die ich angeführt habe, überwunden in meinem Gewissen und gefangen in dem Worte Gottes. Daher kann und will ich nichts widerrufen, weil wider das Gewissen etwas zu tun weder sicher noch heilsam ist. Gott helfe mir, Amen!"

20 Eberhard Martin Pausch: „Was von ‚Luther' bleiben sollte: ‚Fünf Essentials'", in: Hessisches Pfarrblatt 5 (2017), S.119–121.

21 Rosa Luxemburg lehrte bekanntlich seit 1907 sehr erfolgreich als Dozentin an der damals gegründeten SPD-Parteischule.

22 Bei diesen Soldaten handelte es sich um eine Freikorps-Einheit, genauer die „Gardekavallerie-Schützendivision" unter Leitung von Waldemar Pabst. Vgl. etwa die Darstellung bei Lucian O. Meysels: Morde machen Geschichte: Politische Gewaltakte im 20. Jahrhundert, Wien/München 1985, dort S. 119–131.

Gustav Noske (1868–1946) gerieten bald in Verdacht, den „Mord an überlegenem Mut und an überlegenem Geist" (Sebastian Haffner) wenn nicht angeordnet, so doch zumindest geduldet zu haben. Dabei kann die späte Aussage des Mörders Waldemar Pabst (1880–1970) aus den frühen 60er Jahren (als Ebert, Noske und weitere Zeitzeugen schon lange tot waren) kaum überzeugen. Zumindest wird man zwischen Eberts und Noskes Rollen in dieser Sache unterscheiden müssen. Der Ebert-Biograph Walter Mühlhausen notiert, dass Friedrich Ebert als Reichspräsident im Herbst 1919 die Strafverfahren gegen die damals vom Militärgericht viel zu glimpflich verurteilten Mörder von Luxemburg und Liebknecht wieder neu aufrollen wollte. Er habe aber dafür keine Mehrheit im Kabinett bekommen. „Die Chance für eine gerechte Sühne blieb damit ungenutzt."[23]

Einen wichtigen Beitrag zu Luxemburgs Vermächtnis leistete Paul Levi (1883–1930). Levi war seit 1913 ein politischer Weggefährte und dann auch der Anwalt von Rosa Luxemburg. Zeitweise (mindestens 1914) war er auch ihr Geliebter, und noch das Weihnachtsfest 1918 sollten die beiden miteinander verbringen. Levi war SPD-Mitglied und von 1914–1919 Frankfurter Stadtverordneter. In dieser Eigenschaft war er für die Frankfurter Stadtteile Bockenheim und Rödelheim zuständig. Somit erlebte er Luxemburgs Bockenheimer Rede von 1913 und die darauf folgende Anklage gegen sie mit und vertrat sie alsbald vor Gericht.

Mit Rosa Luxemburg und anderen wechselte Levi 1919 zur KPD und übernahm nach ihrer Ermordung und der von Leo Jogiches sogar für einige Zeit deren Vorsitz. Er war es, der im Juni 1919 die Trauerrede für die Ermordete hielt. Er war es auch, der aus dem Nachlass der Verstorbenen ihre Schriften herausgab, unter anderem ihre 1918 noch im Gefängnis verfasste Kritik an Lenin und der Russischen Revolution mit dem Schlüsselsatz: „Freiheit ist immer die Freiheit des anders Denkenden." Es muss nicht verwundern, dass Paul Levi um 1921 in der von Moskau aus kontrollierten KPD in eine Minderheitenposition geriet und aus der Partei ausgeschlossen wurde. So kehrte er zurück zur SPD.

War Rosa Luxemburg also gläubig? Sicher nicht im klassischen Sinn, schon gar nicht im kirchlichen. Aber sie hatte eine religiöse Ader. Und ein Charisma, das religiös, ja, christlich inspiriert sein mochte. Ist nicht jeder echte Sozialist vom Befreiungskampf des Moses, vom Gerechtigkeitsstreben der Propheten des Alten Testaments und der Ethik der Bergpredigt Jesu inspiriert? Ich zweifle nicht daran, dass der Gott, an den ich glaube, ein Herz für Rosa Luxemburg hat, in dem genug Gnade wohnt, um sie freundlich bei sich aufzunehmen.

Dr. Eberhard Martin Pausch,
Evangelische Akademie Frankfurt am Main

23 Walter Mühlhausen: Friedrich Ebert, Bonn 2018, S.85.

ÖKUMENE I

Deutschland braucht Missionare – ein indischer Pfarrer in der EKKW

Pfarrer Paul Sindhe

Über acht Jahre hat der indische Pfarrer Paul Sindhe in der Evangelischen Kirche in Kurhessen-Waldeck gearbeitet. Den Bericht über seine Zeit in Deutschland dokumentieren wir ab Seite 71. Am 17. März 2019 hat er sich mit der folgenden Predigt verabschiedet:

Liebe Geschwister in Christus Jesus, auf dem Glaubensweg miteinander und füreinander!

Diese Überschrift meiner Predigt ist wie die Zusammenfassung meiner acht Jahre als ökumenischer Mitarbeiter in Hessen, als Gemeindepfarrer im Kirchspiel Obermöllrich, Cappel, Udenborn und als Einwohner in Zennern. Seit acht Jahren und sieben Monaten sind Sie/seid Ihr mit mir auf dem Glaubensweg gegangen. Nun kommt die Zeit, dass ich Abschied nehmen muss und in die Heimat fliege. Abschiednehmen von den geliebten Menschen ist echt hart und traurig, aber das ist so im Leben. Alles, was einen Beginn hat, hat auch ein Ende. Gott sei Dank, dass der weitere Aufenthalt von unseren Kindern Allwin und Hepzibah uns die Hoffnung auf Besuche ermöglichen kann. Gleichzeitig, wenn ich auf die vergangenen Jahren zurücksehe, dann sehe

ich eure Freundschaft, Fürsorge, Liebe, Güte und besinnliche Begegnungen und Betreuung.

An dieser Stelle möchte ich gern einen Bibeltext aus dem Philipperbrief, den ich als Predigttext ausgesucht habe, vorlesen (Philipper 4, 10–14.18–20):

Ich bin aber hocherfreut in dem Herrn, dass ihr wieder eifrig geworden seid, für mich zu sorgen; ihr wart zwar immer darauf bedacht, aber die Zeit hat's nicht zugelassen. Ich sage das nicht, weil ich Mangel leide; denn ich habe gelernt, mir genügen zu lassen, wie's mir auch geht. Ich kann niedrig sein und kann hoch sein; mir ist alles und jedes vertraut: beides, satt sein und hungern, beides, Überfluss haben und Mangel leiden; ich vermag alles durch den, der mich mächtig macht. Doch ihr habt wohl daran getan, dass ihr meine Bedrängnis geteilt habt.

Ich habe aber alles erhalten und habe Überfluss. Ich habe in Fülle, nachdem ich durch Epaphroditus empfangen habe, was von euch gekommen ist: ein lieblicher Geruch, ein angenehmes Opfer, Gott gefällig. Mein Gott aber wird all eurem Mangel abhelfen nach seinem Reichtum in Herrlichkeit in Christus Jesus. Gott aber, unserm Vater, sei Ehre von Ewigkeit zu Ewigkeit! Amen.

Dieser Predigttext erzählt uns, wie Paulus sich mit Dankbarkeit an die Zeit erinnert, die er als Missionar in Philippi verbracht hat, und auch an die Unterstützung durch die Gemeinde.

Wir wissen, wie Paulus als Missionar drei große Missionsreisen gemacht hat und wie er in zahlreichen Orten, Städten und Dörfern die Menschen mit dem Evangelium Christi erreicht und Kirchen gegründet hat.

Alle fünf Jahre eine neue Pfarrstelle

Die Missionsreise des Paulus erinnert mich an die Pfarrstellenversetzungen der Pfarrer in Indien. In Indien werden alle fünf Jahre die Pfarrer versetzt. Das heißt, wir Pfarrer und Pfarrerinnen müssen bereit sein, diesem Kommando des Bischofs zu gehorchen und in einer neuen Gemeinde zu arbeiten.

In meiner 17jährigen Arbeit als Pfarrer in Indien habe ich siebenmal diese Pfarrstellenversetzung erlebt. Die Pfarrstelle im Kirchspiel Obermöllrich ist meine achte Pfarrstelle – und die neunte weiß ich noch nicht. Die Pfarrstellenversetzung ist uns wie eine Missionsreise.

Ja, liebe Geschwister, die acht Jahre und sieben Monate, die ich hier in Deutschland verbracht habe, sind für mich wie eine missionarische Zeit gewesen. Mit den neuen Herausforderungen und einem Kulturschock habe ich den Dienst Gottes angefangen. In Zennern habe ich versucht, auf die Menschen zuzugehen, mich vorzustellen und sie zum Gottesdienst einzuladen. Meine Art von Pfarrarbeit ist am Anfang für die Menschen hier etwas ungewohnt und fremd gewesen, aber allmählich haben sie es freundlich angenommen.

Im 19. Jahrhundert hat Deutschland Missionare nach Indien geschickt Aber heute ist es umgekehrt: Deutschland braucht Missionare. Ich sage das aufgrund von verschiedenen Themen, zum Beispiel dem Austreten von Christinnen und Christen aus der Kirche, den Fusionen, den Kooperationsräumen, dem Mangel an Pfarrerinnen, Pfarrern und an Theologiestudierenden. All das weist uns auf den Bedarf an Missionarinnen und Missionaren hin.

Der Predigttext erzählt weiter über die Beziehung zwischen Paulus und der Gemeinde. Paulus lobt die Gemeinde in Philippi und bedankt sich bei ihr für ihre Begleitung und Unterstützung: „Ich habe aber alles erhalten und habe Überfluss. Ich habe in Fülle, nachdem ich durch Epaphroditus empfangen habe, was von euch gekommen ist."

Ja! Liebe Geschwister, als Christinnen und Christen brauchen wir die Beziehung mit Gott, weil wir die Fürsorge Gottes erleben dürfen. Beziehung brauchen wir mit den Mitmenschen, weil wir in einer globalisierten Welt leben. Beziehung ist nötig zwischen der Gemeinde und dem Pfarrer (oder der Pfarrerin), damit man gegenseitige Unterstützung bekommen kann.

Christus drängt uns vorwärts – in die Mission

Die Beziehung mit Christus motiviert uns nicht nur, sondern sie drängt uns vorwärts. Wir können es im Leben des Paulus bemerken. Paulus hat sich wegen der Verkündigung des Evangeliums von Ort zu Ort bewegt. Es ist selbstverständlich, dass es in der Pauluszeit keine Pfarrstellenversetzungen gab, sondern die Gründung der neuen Kirchen. Die Apostelgeschichte erzählt uns, wie die Jünger Jesu und die ersten Christinnen und Christen das Evangelium verkündigt haben und besonders, wie der Apostel Paulus die drei großen Missionsreisen untergenommen hat und die Gemeinde Christi in verschiedenen Orten und Städten gründete.

Die Zusammenfassung des Philipperbriefes ist: „Christus ist alles". Ich glaube, dass dieses Thema „Christus" alles ist, was Paulus so stark

motiviert und gedrängt hat, den Glauben festzuhalten und das Evangelium zu verkündigen.

Liebe Christinnen und Christen, die Missionare aus Deutschland haben uns in Indien Jesus Christus verkündigt, und unsere Vorfahren haben es akzeptiert und sind Christinnen und Christen geworden. Uns als indischen Christ*innen ist heute noch die Verkündigung des Evangeliums wichtig. Es ist Hauptthema unseres geistlichen Lebens, darum kriegen wir viel Ermutigung von den Eltern und Großeltern und von der Kirche.

Auf meinem Glaubensweg in Deutschland, obwohl ich eure Liebe, Betreuung, Unterstützung, Freundschaft erlebt habe, habe ich auch die leeren Bänke im Gottesdienst, das Fehlen der jüngeren Menschen auf dem Glaubensweg erlebt und die Themen wie Fusionierung und Kooperationsraum und der Mangel der Studentinnen und Studenten der Theologie. Das heißt: Deutschland braucht Mission. Ihr braucht Glaubensbegleiterinnen und -begleiter, die mit euch auf dem Glaubensweg gehen können. Begleiter wie Philippus, der den Glaubensweg des Kämmerers aus Äthiopien begleitet hat. Oder so, wie der auferstandene Christus den Weg der Jünger nach Emmaus begleitet hat. Darum lädt die Kirche in Deutschland viele Mitchristinnen und -christen aus den Partnerkirchen in der Welt ein.

Miteinander und füreinander unterwegs

Ja! Liebe Geschwister, wenn wir auf dem Glaubensweg miteinander und füreinander sind, dann sollte es immer gegenseitig sein. Die Kirche in Deutschland begleitet seit Jahren den Glaubensweg der armen Menschen wie in Indien oder Afrika. Salomé und ich selbst sind ein lebendiges Beispiel für Begleitung und Unterstützung, seien es die Kinderheime, wo wir aufgewachsen sind, oder die Ausbildungshilfe, die unser Studium unterstützt hat. Jetzt haben wir so viele Freundinnen und Freunde, die für uns da sind. Ich glaube, dass die Kirchen in Deutschland auch von den eingeladenen Mitchrist*innen viele geistliche Impulse mitbekommen. Lasst uns auf dem Glaubensweg mit einander gehen und für einander da sein.

An dieser Stelle bedanken wir Shindhes uns, wie der Apostel Paulus sich bei der Gemeinde in Philippi bedankt, bei euch allen: Bei der Kirchenleitung, beim Landeskirchenamt in Kassel, beim Bischof Prof. Dr. Martin Hein und beim Dezernat Ökumene, die uns ermöglicht haben, nach Deutschland zu kommen und zu arbeiten. Wir bedanken uns beim Dekanat Fritzlar-Homberg, beim Partnerschaftskreis Fritzlar-Homberg-Shimoga, bei Pfarrer Bernt Loose, dem Kirchenvorstand Zennern, Cappel, Obermöllrich und Udenborn, die uns angenommen haben. Auch danken wir allen Kollegen und Kolleginnen, den Schulleitungen, die uns eingeladen haben um unser Land Indien vorzustellen.

Liebe Geschwister, wir haben viel von euch gelernt, viele Ideen gesammelt, viele Menschen kennengelernt. Mit vielen haben wir uns befreundet. Wir haben gegenseitige Gastfreundschaft genossen und mit euch mitgelacht, mitgeweint, mitgearbeitet, mitgebetet. Miteinander haben wir gute und besinnliche Zeit verbracht. Ich nehme eure Liebe und Freundschaft mit, eure Bedeutung des geistlichen Lebens und vor allem eure herzberührende Beziehung und Unterstützung, die uns gewiss in Indien fehlen werden. Wir danken Gott, dass er uns Shindhes diese Chance geschenkt hat, zu euch zu kommen und auf dem Glaubensweg miteinander zu gehen. Mit diesen Gedanken und in Dankbarkeit nehme ich Abschied von euch und wünsche ich euch und der Kirche in Deutschland Gottes Segen und seine Geborgenheit. Bis wir uns wiedersehen, halte Gott uns fest in seiner Hand. Amen.

ÖKUMENE II

„Ich sehe was, was du nicht siehst" – Erfahrungen in Deutschland

Pfarrer Paul Shindhe aus Indien

Namaskara, guten Tag, liebe Schwestern und Brüder! „Ich sehe was, was du nicht siehst!" – Unter diesem Titel möchte ich Ihnen meine Erfahrungen und die meiner Familie mitteilen, was wir in den acht Jahren Aufenthalt in Deutschland erlebt haben.

Die meisten unserer deutschen Freundinnen und Freunde fragen mich immer wieder: „Paul,

hast du diesen Ort oder diese und jene Stadt besucht? Diesen Ort musst du unbedingt besuchen, bevor du Deutschland verlässt! Da steht eine schöne Kirche, ein schönes Schloss oder eine Burg etc., welches ihr besichtigen müsst." Manche geben uns die Reiseflyer oder Zeitungsartikel mit besonderen Preisangeboten. Meine Frau Salomé verreist gerne, deshalb erhält sie regelmäßig Reisezeitungen und plant, wann es in unseren Zeitplan passt. Leider können wir nicht alle Städte oder Landschaften besuchen, weil wir dafür keine Zeit haben. In diesen acht Jahren haben wir festgestellt, dass die Deutschen gerne verreisen, sie möchten immer etwas Neues erleben. Auch wir haben uns von diesem „Virus" ab und zu anstecken lassen und viel Schönes gesehen und erlebt.

Das Thema „Ich sehe was, was du nicht siehst!", erinnert mich an einen Vers aus der Bibel. Ein Gebet Davids lautet: „Öffne mir die Augen, dass ich sehe die Wunder an deinem Gesetz!" (Psalm 119,18) Mein Dienst in Deutschland beruht darin, dass wir Menschen uns gegenseitig wahrnehmen: Ich beobachte die Menschen in Deutschland und die Menschen beobachten mich (uns).

Wie bin ich nach Deutschland gekommen?

Seit den 1970iger Jahren besteht die Partnerschaft zwischen dem Kirchenkreis Karnataka-Nord in Südindien und der Landeskirche von Kurhessen und Waldeck. Seit über 25 Jahren gibt es auch die Partnerschaft zwischen dem Kirchenkreis Fritzlar-Homberg (ehemals nur Fritzlar) und dem Kirchenkreis Shimoga in Karnataka. Seit dieser Zeit wird die Partnerschaft durch regelmäßige Delegationen in beiden Richtungen gepflegt. Die ersten Kontaktpersonen waren Pfr. Gerd Margraf und Horst Blum, beide aus Obervorschütz, die noch heute die Verbindung pflegen.

Im Jahre 2008 kam eine Nachricht nach Karnataka, dass die Einladung eines Pfarrers aus Indien für die Partnerschaft in Deutschland in nächster Zeit zu erwarten sei. Die offizielle Einladung aus Kassel kam dann 2009. Unser damaliger Bischof Prabhakar Rao reichte die Einladung an die Pfarrerinnen und Pfarrer in der Diözese weiter und bat, dass sich Personen bewerben sollten, die Interesse an der Partnerschaftsarbeit haben und für ein paar Jahre nach Deutschland gehen wollen.

Es hatten sich schon etwa 6 oder 7 Personen beworben, ehe ich mich entscheiden konnte: Unsere Familiensituation hatte mich zunächst von einer Bewerbung abgehalten. Meine Frau Salomé hatte eine feste Stelle bei einer staatlichen Schule als Lehrerin. Sollte sie diese Stelle aufgeben, auch wenn die Stelle nach zwei Jahren nicht mehr freigehalten wird? Unsere Kinder waren 16 und zwölf Jahre alt. Sollten wir sie aus der Schule nehmen und nach Deutschland gehen? Wir hielten dies alles für problematisch und überlegten viel.

Nach mehreren Anfragen des Bischofs und anderer Kirchenvertretern in Indien und in Kassel haben wir uns dann doch letztendlich dazu entschlossen, den Auftrag anzunehmen und für sechs Jahre nach Deutschland zu gehen. Nun mussten wir uns erst einmal damit befassen, in welches fremde Land wir umsiedeln wollen. Ab und zu haben wir ein Internetcafé aufgesucht, um Informationen über Deutschland und Europa zu sammeln. Wir wollten ja diesen großen Schritt nicht ganz unvorbereitet tun.

Kommunikation mit Händen und Füßen

Unser Aufenthalt begann im September des Jahres 2010 in Kassel, wo wir bis Ende Januar 2014 in einem Pfarrervereinshaus gewohnt haben. In diesem Haus wohnen pensionierte Pfarrerinnen und Pfarrer, mit denen wir gemeinsam eine schöne und unvergessliche Zeit verbracht haben. Sie waren freundlich und halfen uns sehr. Damals konnten wir kein Deutsch und die Mitbewohnerinnen und -bewohner konnten kein Englisch sprechen. Trotzdem haben wir miteinander alles gut kommuniziert, meistens mit Händen und Füßen. Die Kommunikation mit den Menschen am Anfang war schwer, weil kaum jemand dieselben Sprachen konnte wie wir – außer den Kollegen im Landeskirchenamt Kassel, die mit uns Englisch gesprochen haben.

Auch eine Pfarrersfrau im Haus konnte mit uns Englisch sprechen, aber sicherheitshalber hatte sie immer das Wörterbuch dabei. Sechs Monate haben wir einen intensiven Sprachkurs absolviert. Danach haben wir, nach zahlreichen Sprachübungen, angefangen, ein bisschen Deutsch zu sprechen. Ich erinnere mich an die Verse aus Psalm 103, 1–2 und das Vater-unser-Gebet, die wir auswendig gelernt haben und in der Familienandacht zusammen gesprochen haben.

Kulturschock Deutschland

Mit großer Aufregung begann unser Alltag. Ich war begeistert, Deutschland zu sehen, weil

ich viel über das Land gehört hatte, sogar als Kind im Kinderheim, wo ich aufgewachsen bin. Unser erstes Sightseeing war die Stadt Kassel. Damals hatten wir das Monatsticket für Kassel Plus, mit dem sind wir dann an den Wochenenden zu allen Ecken Kassels gefahren. Unvergesslich ist uns die Fahrt mit der Straßenbahn während der Weihnachtszeit und bei Schneefall.

Der Winter und das Essen waren unsere erste Herausforderung. Unser Gefühl im Winter war etwa so, als ob jemand uns aus der erhitzten Pfanne herausgeholt und in einen Gefrierschrank hineingeworfen hätte. Wir hatten einen „Kulturschock", als wir gesehen haben, dass die Menschen sich öffentlich küssen, die Frauen auf der Straße rauchen und beim Essen Alkohol konsumiert wird. Auch die „patchwork family"- Kultur war uns fremd.

Es war eine große Umstellung: vom Schwitzen zum Frieren, von lauter Geräuschkulisse zur Ruhe, von laut zu leise, von der Unordnung zur Ordnung, von ohne Terminkalender zum Terminkalender, vom Namaskara zum Umarmen, von längeren Gottesdiensten zu kürzeren. In Deutschland werden zuerst die Frauen, dann die Männer begrüßt. In Indien ist es genau umgekehrt. Wir waren das langsame Laufen gewöhnt, hier mussten wir schnell laufen. Pünktlichkeit mussten wir lernen, weil Verspätung in Indien an der Tagesordnung war. Das würzige-scharfe Essen fehlte uns. Das deutsche Essen war für uns wie das für kranke Menschen in Indien. Aber wir haben uns schnell an das Alltagsleben in Deutschland gewöhnt.

In diesen achteinhalb Jahren habe ich als ökumenischer Mitarbeiter, als Gemeindepfarrer, als Mitglied der Partnerschaftsarbeit, vor allem als ein Ausländer und als ein Christ viele Erfahrungen gemacht. Ich habe zahlreiche Dörfer und Städte besucht, dienstlich oder privat; mittlerweile hatte ich den Führerschein gemacht und konnte selbst Auto fahren. Die ersten Eindrücke waren für uns ungewöhnlich, z.B. die geschlossenen Haustüren, und auf der Straße haben wir die Menschen vermisst. Auch dass auf den Straßen außer Autos keine Tiere laufen, besonders Kühe nicht, war ungewohnt. Im Straßenverkehr vermissten wir das Hupen der Fahrzeuge. Menschen, die ganz leise sprechen, überall Ruhe, eine gute Infrastruktur, leer fahrende Busse, freundliche Hilfsbereitschaft, Menschen mit ernsten Gesichtern, sind nur einige von unseren Eindrücken.

Ohne Kontakt in Kassel

In Kassel hatten wir kaum jemand, der mit uns Kontakt aufgenommen hat, außer den Bewohner*innen in dem Haus, wo wir gewohnt haben, und ein paar Nachbar*innen. Auch in der Kirche in Kirchditmold hat selten jemand mit uns gesprochen. Das ist für einen Inder eine ungewöhnliche Erfahrung. Ich hatte natürlich erwartet, dass der Pfarrer in Kirchditmold, wo wir regelmäßig am Gottesdienst teilgenommen haben, uns der Gemeinde vorstellt, damit ich mit den Mitgliedern der Gemeinde in Kontakt kommen konnte, aber leider ist dies nicht geschehen. Zwei Jahre später hat Pfarrer i.R. Hoffmann bemerkt, dass die Vorstellung der indischen Familie nicht geschehen war. Daraufhin hat er meine Frau Salomé und mich in einem Gottesdienst, den er selbst gestaltet hatte, vorgestellt.

Sitzen statt gehen – Schule und Konferenzen in Deutschland

Die ersten dreieinhalb Jahre habe ich im Landeskirchenamt als ökumenischer Mitarbeiter gearbeitet. Herr Dawin war für mich Ansprechpartner und hat für mich Termine in Schulen und Gemeinden gemacht, damit ich meine Tätigkeit kennenlernen konnte. Wir haben dann zusammen mit Herrn Dawin Schul- und Konfirmandenunterricht gehalten. Am Anfang war der Unterricht anders als ich ihn mir vorgestellt hatte. Die Zuhörerenden wollten über das Thema Hindu-Religion, Kastensystem und Armut reden. Eigentlich hatte ich mir vorgestellt, dass man im Unterricht über den christlichen Glauben spricht. Damals habe ich betont, dass der Unterricht immer mit dem christlichen Glauben verbunden ist, egal, welches Thema wir präsentieren.

Außer am Schulunterricht habe ich an mehreren Sitzungen und Konferenzen in Kassel, Stuttgart oder anderen Orten wie Hofgeismar teilgenommen. Generell war das Thema der Konferenzen häufig die Gerechtigkeit, das in unterschiedlicher Form gestaltet wurde. Wegen der Sprache konnte ich damals nicht alles verstehen, aber das Essen habe ich bei den Konferenzen sehr genossen.

Die Sitzungen und Konferenzen sind mehr als nötig, und meiner Meinung nach auch zu viel. Ich bin ein Mensch, der sich die Bewegung wünscht. Jesus hat uns ja gesagt: „Geht hin!". In Indien ist das Thema „Geh hin!" stärker als die Sitzungen.

Willkommen und Zuneigung in Zennern

Endlich wurde mein Wunsch erfüllt, dass ich im Pfarrdienst eingesetzt wurde. Im Februar 2014 habe ich eine halbe Stelle im Kirchspiel Obermöllrich, Cappel, Zennern und Udenborn erhalten.

Zennern hat unser Herz gewonnen. Hier sind wir „angekommen". Es war anders als wir es von Kassel kannten. Wir konnten auf die Menschen zugehen, die Menschen kamen auf uns zu und wollten sich mit uns unterhalten. In die Dorfgemeinschaft wurden wir sofort aufgenommen. Egal, welche Konfession oder welchen Stand sie hatten, wir fühlten: Wir sind hier herzlich willkommen.

Die ersten Kontakte hatten wir mit den Familien Theis und Loose. Da ich ja nun mit Pfarrer Bernt Loose zusammenarbeitete, hatten wir gleich guten und liebevollen Kontakt mit seiner Frau Angelika und den Kindern, die sich mit unseren Kindern angefreundet haben. Bernt Loose gab mir von Anfang an wichtige Hinweise für die Gemeindearbeit und Hilfestellung, anstehende Probleme zu lösen. Wir hatten und haben eine gute Kooperation und Freundschaft bis zum heutigen Tag, die tief in unseren Herzen und in unserer Erinnerung bleibt.

In Zennern haben wir unsere Kenntnisse der deutschen Sprache verbessert, weil wir versuchten, Menschen anzusprechen, indem wir uns vorgestellt und sie zum Gottesdienst eingeladen haben. Uns war das Thema „Integration" wichtig. Meine Frau Salomé, ich und die Kinder wurden von der Familie Gottfried Theis in das dörfliche Leben eingewiesen. Im Garten von Familie Theis durfte ich den Rasen mähen und meine Frau Salomé hat auf die Gartenbeete indische Kräuter und Gemüse wie Koriander und verschiedene Salatsorten ausgesät. Da hatten wir die Chance, mit den Nachbarn des Gartens ein Zaungespräch zu führen. Auf dem langen Weg zum Garten am anderen Ende des Dorfes hatten wir die Möglichkeit, Menschen zu treffen, mit denen wir sprechen konnten, was unser Deutsch verbesserte.

Salomé wurde von den Frauen im Dorf angesprochen und eingeladen, mit zu den Landfrauen, zur Frauengymnastikgruppe und zur Strickgruppe zu kommen. Ingrid Theis konnte sie überreden, zum Singen mit in die Kantorei Fritzlar zu kommen, was ihr immer noch große Freude bereitet. Meine Art der Pfarrarbeit war für die Menschen in Zennern am Anfang etwas ungewöhnlich, weil ich sie überall zum Gottesdienst einlud. Das Einladen zum Gottesdienst war ihnen etwas fremd und neu. Bei uns in Indien ist die Einladung zum Gottesdienst ein wichtiger Teil von der Arbeit des Pfarrers.

In Zennern habe ich Haus-, Geburtstags- und Krankenbesuche gemacht, einen Hauskreis geleitet und einen Gesprächskreis aufgebaut. Etwa 25 bis 30 Leute nehmen daran teil.

Im ganzen Kirchspiel habe ich außer den Sonntagsgottesdiensten Taufen, Trauungen und Bestattungen gehalten. Solche besonderen Gottesdienste sind für mich ein Zeichen dafür, dass ich im Kirchspiel gut angekommen bin. Manche Einwohner*innen haben mit uns enge Freundschaftsbeziehungen aufgebaut. Sie sind immer für uns da, wenn wir sie brauchen.

Fusionen statt Glauben – Gemeindearbeit in Deutschland

In Deutschland gibt es eher kurze Gottesdienste von höchstens 45 Minuten. Der Hauptteil des Gottesdienstes besteht daraus, dass es um Gerechtigkeit für die Völker geht, die in Not geraten sind, sei es durch Krieg, Hungersnot und Naturkatastrophen. Aber Glauben ist nicht mehr das Hauptthema des Lebens.

Der Abstand zwischen der Gemeinde und dem Pfarrer ist groß. Die Gemeindearbeit wird zurückgestellt. Durch den großen Aufwand an Büroarbeit, Konferenzen und Sitzungen kommen die Hausbesuche und der Kontakt zu den Menschen in der Gemeinde zu kurz. Das eigentliche Hauptthema der Kirche in Deutschland sind Fusionen, Kooperationsräume et cetera.

Für uns in Indien ist es wichtig, das Evangelium auszubreiten, zu missionieren, neue Kirchen zu bauen und den Kontakt mit den Menschen zu erhalten.

Elefanten-Kopfkissen und beeindruckendes Fundraising

Ich habe alle vier Partnerschaftskreise kennengelernt und teilweise auch mit ihnen gearbeitet. Mir hat das Engagement gut gefallen – besonders die Fundraising-Aktion, die der Partnerkreis Fritzlar-Homberg macht, zum Beispiel der Indienstand auf dem Adventsbazar in Fritzlar und das Nähen und Verkaufen der Elefanten-Kopfkissen von Frau Sybille Kobinger-Eifert. Das Weihnachtsgeschenk für die Pfarrerinnen und Pfarrer in Indien ist lobenswert. Ich bin sehr beeindruckt und habe viel gelernt. Die Liebe und Fürsorge um uns, die Ideen und Kreativität haben mich herausfordert und motiviert.

Aber die Partnerschaft muss sich bemühen, junge Leute miteinzubinden. Junge Leute müssen motiviert werden daran teilzunehmen, um mit der Delegation die Partnerkirchen, die Projekte, Schulen und Gottesdienste zu besuchen.

Deutschland braucht ökumenische Mitarbeitende aus aller Welt

Die Kirche in Deutschland braucht nach meinen achtjährigen Erfahrungen eine*n ökumenische*n Mitarbeiter*in aus den Partnerkirchen. Das wäre eine Chance, von der beide Seiten profitieren könnten: sei es im Glaubensaustausch, Kulturaustausch, oder sei es in Freundschaft. Vor allem hätten die Gemeinden, die Schulen und verschiedene christliche Vereine in Deutschland eine Chance, den Glauben anderer Menschen kennenzulernen. Daher bitte ich die Leitung der Ökumene und die Leitung der Kirchen in Hessen, zu überlegen, ob dieses Austausch-Programm nicht fortgesetzt werden kann.

Abschließend möchte ich sagen: Wir haben im Kirchenkreis Fritzlar-Homberg, im Kirchspiel Obermöllrich und vor allem in Zennern, wo wir wohnten, eine gute und schöne Zeit miteinander verbracht. Wir haben unter netten Christ*innen gewohnt, Freundinnen und Freunde gefunden, tiefe Beziehungen der Freundschaft erlebt, viel gelernt und viel miteinander geteilt – seien es gute oder schlechte Nachrichten, fröhliche oder traurige. Gegenseitig haben wir uns eingeladen, miteinander Gastfreundschaft erlebt. In den unterschiedlichsten Situationen haben wir miteinander gelacht, geweint, gesungen, gebetet und uns im Glauben miteinander gestärkt.

Als wir euch über den Zustand der Menschen in Indien erzählt haben, zum Beispiel über Armut, das Kastensystem, die Kinderarbeit, Vergewaltigung von Frauen, oder die Verfolgung von Christ*innen wegen ihres Glaubens, haben wir gemerkt, dass es eure Herzen besonders bewegt hat.

Wir Shindhes haben viel und Vielen zu danken. Die Namen der Freund*innen, die uns in der Zeit des Bedarfs nahegeblieben sind, uns auf dem Weg begleitet haben und uns geholfen haben, kann ich gar nicht alle nennen. Ich kann nur zu allen sagen, die uns und unseren Kindern geholfen haben: Danke!

Wir wünschen allen Geschwistern Gottes Segen, Gesundheit, die Kraft Gottes und noch engere christliche Beziehung und Gemeinschaft miteinander. Ich möchte meinen Bericht mit dem Gebet von David schließen: „Gott, öffne mir die Augen, dass ich sehe die Wunder an deinem Gesetz!"

Paul Sindhe

HINWEISE

Tag der Begegnung für Pfarrerinnen und Pfarrer im Ruhestand

Der diesjährige Tag der Begegnung für Pfarrerinnen und Pfarrer im Ruhestand sowie ihre Partnerinnen und Partner wird am Mittwoch, 23. 10. 2019, in Mainz stattfinden. Wir werden im Capitohaus der Christuskirchengemeinde zu Gast sein. Der Initiativkreis hat für das Thema „Angebote und Erwartungen an die Ruheständler" OKR Jens Böhm und Propst Oliver Albrecht als Referenten und Gesprächspartner gewinnen können. Nach dem Mittagessen laden wir Sie ein, an mehreren Führungen durch Mainz in Gruppen teilzunehmen. Die genaue Ausschreibung mit allen Daten und Rückmeldemöglichkeiten finden Sie im nächsten Pfarrblatt. Bitte merken Sie sich den Termin vor. *Dr. Ernst L. Fellechner, Mainz*

Aus dem Pfarrverein Hessen-Nassau

Für die Erstattungen des Solidarfonds werden ab 1. Juli 2019 neue Richtlinien gelten, die auf der Homepage des Solidarfonds veröffentlicht werden:
http://pfarrverein-ekhn.de/cms/index.php/start_solidarfonds.html.

Eine ausführliche Information lag bei Redaktionsschluss noch nicht vor und erscheint im kommenden Heft.

Martin Franke

Durch die neue Datenschutz-Grundverordnung, die vergangenes Jahr in Kraft getreten ist, ergeben sich neue Anforderungen an die Veröffentlichung der Daten unserer Vereinsmitglieder in Hessen-Nassau und Kurhessen-Waldeck. Bevor die rechtliche Lage abschließend geklärt worden ist, müssen wir deshalb auf den Abdruck von Geburtstagen, Ordinationsjubiläen, Neuzugängen etc. verzichten. Wir hoffen, die „Persönlichen Nachrichten" bald wieder in geeigneter Form verkünden zu können.

Die Schriftleitung

LESER*INNENBRIEFE

Zum Artikel „Von der Duldung zum Schutz des Gewissens", HPB 2/2019, S. 31–39

Herrn Dr. Hendrik Stössel gilt mein aufrichtiger Dank für seinen aufschlussreichen Artikel über Toleranz im Protestantismus!

Besonders angeregt hat mich der Satz: „Für die Reformation und ihre Epoche lag der moderne Toleranzgedanke genauso außerhalb des Plausibilitätshorizonts wie das Telefon, die Glühbirne oder der Computer. Staatliche Toleranzpolitik hat eigentlich erst im 18. Jahrhundert begonnen." (S. 33) Nur auf den ersten Blick klingt dieses gedankliche Bild, das naturwissenschaftlich-technische Äpfel mit gesellschaftspolitischen Birnen vergleicht, bestechend. Natürlich ist es kurzschlüssig, historische Gestalten wie Martin Luther wegen seiner hasserfüllten Intoleranz gegenüber den Juden oder Philipp Melanchthon wegen seiner Mitwirkung an Folter und Todesurteilen für „Täufer" aus heutiger Sicht in Bausch und Bogen zu verurteilen.

Andererseits erfuhren schon damals ausgerechnet im Kulturkreis des Islam „Gemeinden, die einer anerkannten Religion angehörten, … die Toleranz des islamischen Staates. Sie durften, unter bestimmten Bedingungen, ihre Religion ausüben und genossen ein gewisses Maß an kommunaler Autonomie." (Bernard Lewis, Die Juden in der islamischen Welt, München 1987, S. 28). Im Frankreich des 16. Jahrhunderts versuchte Katharina von Medici Frieden zwischen den Konfessionen zu stiften. Dass sie auf tragische Weise für das Massaker an den Hugenotten in der Bartholomäusnacht verantwortlich wurde (Theodor Kissel, „Die Blut-Regentin", Wochenend-Magazin, S. 1, im „Gießener Anzeiger" vom 13.04.2019), zeigt, dass schon in der Reformationszeit eine ähnliche Zerrissenheit der Gesellschaft zwischen gesprächsbereiten und ausgrenzenden Kräften in den verschiedenen Ländern Europas existierte wie heute.

Weiterhin gebe ich zu bedenken, dass in einer süddeutschen Stadt wie Isny in den Jahren 1540–42 der evangelische Pfarrer und Reformator Paulus Fagius gemeinsam mit dem jüdischen Rabbi und Philologen Elias Levita eine Druckerei betrieb und hebräische Studien herausgab. Könnte es unter diesen Umständen nicht doch auch im „Plausibilitätshorizont" eines Martin Luther gelegen haben, über die Beziehung zu Juden anders zu denken, als sie lediglich als hartnäckig verstockte, unbelehrbare und dem Zorn Gottes auszuliefernde Missionsobjekte abzuurteilen?

Auch mir liegt ein Toleranzverständnis nahe, das Konflikte nicht ausklammert und nicht mit Gleichgültigkeit identisch ist, sondern an „substantieller Begegnung" interessiert ist (S. 34). Aber wenn Martin Luthers Unduldsamkeit gegenüber den Juden darin begründet war, dass ihm die reformatorisch erkannte Wahrheit von Jesus Christus über alles ging, während religiös indifferentere Realpolitiker und auch besonnene Muslime in ihren Herrschaftsbereichen schon damals zu einer menschenfreundlicheren Politik fähig waren, sollten wir vielleicht barmherziger über Menschen urteilen, die heute sagen: „Wir glauben doch alle an irgendwas."

Helmut Schütz, Gießen

◆ ◆ ◆

Zum Artikel „Von der Duldung zum Schutz des Gewissens", HPB 2/2019, S.31–39

Von Texten des Pfarrblattes profitiere ich, wenn ich auf Beiträge treffe, die zum eigenen Nachdenken und zur weiterführenden Diskussion mit anderen anregen. Eher unangenehm stößt mir auf, wenn der Verfasser einen belehrenden Ton anschlägt: die Haltung eines von Amts wegen rechthabenden Theologen gegenüber dem Kirchenvolk, dem es offensichtlich an intellektuell-spiritueller Reife fehlt ...

Warum hat Herr Stössel es nötig, Klischees von Pfarrerstammtischen zu kolportieren wie: „Der Satz in Taufgesprächen „Unser Kind soll später mal selber entscheiden" klingt sehr tolerant. In Wahrheit zeigt er die Weigerung, Verantwortung zu übernehmen und Vorgaben zu machen. Das ist ein Zerrbild von Toleranz, das die Orientierung verweigert...". Oder: „Wir halten also fest: „Mach, was du willst", ist ein Ausdruck von Gleichgültigkeit und Desinteresse, die - aus Bequemlichkeit oder anderen Gründen – Orientierung verweigern."

Wenn man probeweise den Kanzelblick verließe und auf die vom Autor an anderer Stelle eingeforderte „Anstrengung eines kontroversen Gespräches in Augenhöhe und Respekt [sic!]" einginge, könnten Menschen zum Vorschein kommen, die sich auf einer Art von Halb-Distanz zur evangelischen Kirche befinden. Sie ringen manchmal um Worte für das, was sie (im Tillich'schen Sinne) unbedingt angeht. Werden sie in ihrer Not, religiös zu kommunizieren, ernstgenommen (vgl. Kol. 4,5)? Erfahren sie Unterstützung durch „ihre" Ortsgemeinde? Oder treffen sie auf eine Insidersprache, die kaum zur Orientierung beiträgt, eher nach Mt. 25, 32 Schafe (= wir) von Böcken (= die anderen) scheidet und sich dabei freikirchlicher Vorbilder bedient?

Können Taufeltern, Pat*innen, Brautpaare und andere Menschen in kasualen Kontakten zur Kirche erleben, dass man ihnen etwas positiv zutraut? Zum Beispiel die Mitgestaltung des kirchlichen Rituals, auch mit eigener Kreativität? Hier verschafft ein seelsorgerlicher Blick und eine ressourcenorientierte Haltung der Pfarrperson Chancen, auf die der Autor noch nicht einmal stichwortartig hinweist.

Frank Nocher, Groß-Gerau

FÜR SIE GELESEN

Michael Roth: Warum wir Moralapostel nicht mögen und das Moralisieren verabscheuen. Zur Lebensferne der Ethik. (Theologische Interventionen Bd. 1) Kohlhammer-Verlag Stuttgart, 133 Seiten. 18 Euro. ISBN 978-3-17-034393-1

Der Mainzer Systematiker und Ethik-Spezialist Michael Roth legt mit diesem essayistischen Buch die erste Schrift der neu zusammen mit Dorothea Erbele-Küster und Volker Küster herausgegebenen Reihe „Theologische Interventionen" vor. Hauptthema des ersten Bandes ist das moralisierende Reden. Roth bearbeitet zunächst in verschiedenen Hinsichten das Verhältnis von Ethik und Moral und gelangt so zu einer Feststellung, die als Grundsatzkritik an geläufigen Ethik-Konzeptionen zu verstehen ist: Oft werde Ethik als eine Disziplin betrieben, die Problemkonstellationen von einem anderen Standpunkt als der lebensweltlichen Orientierung her betreibe und dadurch eine „Lebensferne" aufweise. Diesem geläufigen Verfahren setzt Roth eine Ethik entgegen, die bewusst „aus lebensweltlichen Orientierungen" (31) erwachsen will.

Im zweiten Kapitel (33–111) gewinnen die Überlegungen Roths Konturen – interessanterweise über die eingehende Auseinandersetzung mit der Figur des Moralapostels. Roth gelingt es zu demonstrieren, worin die allgemeine Geringschätzung des Moralapostels ihren Grund hat und welche Motive hinter moralisierender Rede stecken. Es zeigt sich, dass wir dem Moralapostel Recht geben in dem, was er inhaltlich zum Ausdruck bringt, wir ihm dennoch sein Reden „verübeln". Roth entdeckt, dass der Moralapostel mit seinem moralisierenden Reden bezweckt, „uns herabzudrücken" (110). Er tut dies aus einem unterschwelligen Ressentiment heraus.

Für den größeren Zusammenhang der Gedankengänge Roths ist entscheidend, dass eine „moralische Perspektive" eine Betrachtungsweise darstellt, mit der „wir eher abstrakte Probleme betrachten" (110), nicht aber konkrete Probleme unseres Lebens beleuchten. So erklärt sich für Roth der Umstand, dass wir der Rede des Moralapostels zustimmen können, ohne jedoch daraus Konsequenzen für unser eigenes Leben und die lebensweltliche Orientierung zu suchen. Nach Ansicht von Roth muss dies auch gar nicht sein. „Ethische Normen und Werte sind gewöhnlich keine Gründe für unser Handeln; unsere Geschichten lassen uns andere Aufgaben zuwachsen als das Verwirklichen von Normen und Werten. Unsere Gründe sind nicht jenseits der Situationen zu finden, sondern sie liegen in den Situationen." (111)

An die Moralapostel kann Roth darum den berechtigten Vorwurf richten, dass sie die je situative Kontextualität scheuen und so die Geschichten, in welchen sich menschliches Handeln vollzieht, nicht narrativ – wie von Roth propagiert – für eine Urteilsbildung vergegenwärtigen, sondern aus einer bloß äußeren Beobachtung heraus zu Urteilen gelangen. Daher lassen Moralapostel in ihrem moralischen Reden Empathie vermissen. Letztlich, so legt Roths Analyse offen, „schlägt" der Moralapostel verbal die Adressat*innen seiner Wörter (111). Roths Untersuchungen zur Figur des Moralapostels sind erhellend: Moralisierende Rede zeigt sich bei näherem Hinsehen als von einer üblen Triebfeder angestoßen. Die Darlegungen Roths sind kenntnisreich und detailliert – allein darum schon sei die Lektüre dieses Büchleins allen Ethik-Interessierten anempfohlen.

Im kurz gestalteten dritten Kapitel (113–133) stellt Roth schließlich basale Überlegungen zur Ethik mit metaethischem Charakter an: Es ist eine der zentralen Thesen Roths, dass Gründe für ethisch relevante Handlungen aus den je konkreten Situationen und Geschichten erwachsen, und nicht von anderweitigen universalen Regeln oder Prinzipien deduziert werden. Daher bevorzugt Roth eine narrativ konzipierte Ethik mit Sympathie für das Sapientiologische, die sich von den hoch spezialisierten Bereichsethiken distanziert. Das macht diesen Ansatz für die Ethik so innovativ wie nützlich.

Das Kerngeschäft der Ethik kann nach Meinung von Roth „nur darin bestehen [...], Situationen vor Augen zu führen und die in der Situation steckende Nötigung wahrzunehmen" (119). Ethik wolle „unsere Wahrnehmung von dem, um was es eigentlich geht, in reflektierter Form durchbuchstabieren und nicht Begründungsfiguren etablieren, die Begründungen jenseits der fraglichen Situationen anbieten und damit dem keine Rechnung tragen, was in der entsprechenden Situation von Relevanz ist, kurz: worauf es tatsächlich ankommt." (133). Roth vertraut darauf, dass genau dies möglich ist: zu erkennen, worauf es im realen Einzelfall tatsächlich ankommt.

Autoritätskritisch sind Roths Überlegungen, soweit sie auf die Empfehlung hinauslaufen, die übliche Unterscheidung zwischen Expert*innen und Laien für das Feld der ethischen Urteilsbildung fallen zu lassen. Ethisch Interessierte mögen sich durchaus fragen: Mündet eine solche Neuausrichtung nicht in einen von der Situationsethik her bekannten ethischen Subjektivismus, dessen Folge Beliebigkeit ist? Ist nicht auch im Einzelfall ethische Expertise gefragt?

Wenn es mit Roth in der Ethik darum gehen sollte, worauf es je und je tatsächlich ankommt, ist damit eine Objektivität reklamiert, nämlich eine gewisse Nicht-Verhandelbarkeit dessen, worauf es im Einzelfall ankommt – und zwar unabhängig davon, ob die Betroffenen genau dies für ihr ethisch gestütztes Handeln (oder Unterlassen) herausfinden können oder nicht. Welcher Platz solchen „moralischen Realitäten" in der von ihm skizzierten Ethik metaethisch zugewiesen werden könnte, bleibt vorerst noch offen (vgl. den Hinweis Roths a.a.O., 69). Erbracht werden könnte er durch eine diskursive Konfrontation von Roths Grundkonstituenten mit den Merkmalen alternativer Ethikkonzeptionen, die sich inzwischen rund um die Realismus-Debatte etabliert haben.

Dr. Thorsten A. Leppek

◆ ◆ ◆

Meins Coetsier und Andreas Leipold (Hg.): Humor hinter Gittern – Der hat gesessen!
JVA Hünfeld, Oktober 2018. 10 Euro plus Versand – bestellbar bei andreas.leipold@JVA-Huenfeld.Justiz.Hessen.de.

Es gibt Witze, über die schüttele ich mich vor Lachen. Es gibt Witze, die finde ich nicht lustig. Und es gibt viele Witze, die sagen etwas über die Menschen, die sie erzählen und ihre Situation. Als der Hünfelder Gefängnisseelsorger Dr. Andreas Leipold vor fast zwei Jahren ein Buch über „Kit(t)chen Cooking" herausbrachte, das diesem Witzebuch noch

beigegeben ist, wollte er damit einen wichtigen sozialen Kommunikationsort im Gefängnis schildern: das abendliche Kochen. Die Rezepte sagen viel über die Lebenssituation aus: „Die Gefangenen sind auch sehr findig, bestimmte Zutaten wie Mehl, das verboten ist, zu ersetzen."

In einem zweiten Projekt hat Leipold gemeinsam mit seinem katholischen Kollegen Dr. Meins Coetsier Witze der Gefangenen, aber auch anderer Gefängnisgruppen gesammelt. „Humor hinter Gittern – Der hat gesessen!" heißt der neue Band. Wer ihn mit aus den Vorworten geschultem Blick liest, erfährt viel über das Leben hinter schwedischen Gardinen: „Die große Gruppe neben den JustizbeamtInnen und den Angestellten ist die der Fachdienste. Dazu gehören u.a. SozialarbeiterInnen, PsychologInnen, Ärztinnen und Ärzte. Die Begegnung zwischen den Mitgliedern der einzelnen Gruppen ist dabei von einer jeweils klaren Zielsetzung geprägt und von einer deutlichen Rollenerwartung an das jeweilige Gegenüber. Die Zwangsgemeinschaft aller Gruppen auf einem so engen Raum wie dem eines Gefängnisses ist eine der großen psychischen Herausforderungen für alle am Vollzug Beteiligten, längst nicht nur für die Gefangenen, sondern auch für die Bediensteten. Deshalb ist der Humor so essentiell für das geistige und seelische Überleben im Vollzug." Insofern ist schon die Sammlung der Witze und ihre Veröffentlichung hilfreiche Seelsorge – für die Menschen hinter den Gittern und vor den Gittern, und all jene, die zwischen diesen Welten wechseln können und müssen.

„Sie sind ja schon wieder da", sagt der Gefängnisdirektor. „Ich dachte, die letzte Strafe hätte Sie gebessert." Gefangener: „Gewiss, aber ich will noch besser werden!" Ein komisches, sehr anregendes Buch, das zuweilen sogar Lust macht auf einen Besuch im Gefängnis – es muss ja nicht für lange sein.

Martin Franke

AUCH DAS NOCH

Gefängnis und Büroarbeit – ein Vergleich

1. Gefängnis: Du verbringst die meiste Zeit in einer zwei mal vier Meter großen Zelle. / Büro: Du verbringst die meiste Zeit an einem Platz von zwei mal zwei Metern.
2. Gefängnis: Du bekommst drei Mahlzeiten umsonst pro Tag, die ernährungstechnisch ausgewogen sind. / Büro: Du bekommst nur eine kurze Pause für eine einzige Mahlzeit und musst auch noch für sie bezahlen.
3. Gefängnis: Bei gutem Betragen bekommst du Urlaub. / Büro: Für gutes Betragen wirst du mit mehr Arbeit belohnt.
4. Gefängnis: Der Vollzugsbeamte schließt und öffnet alle Türen für dich. / Büro: Du musst eine ID oder einen Schlüssel tragen und alle Türen selber öffnen.
5. Gefängnis: Du kannst fernsehen und Spiele an der Spielkonsole spielen. / Büro: Du bekommst sofort gekündigt, wenn du fernsiehst oder gewisse Spiele spielst.
6. Gefängnis: Du hast eine eigene Toilette auf dem Haftraum. / Büro: Du musst die Toilette auf dem Gang mit ganz vielen teilen.
7. Gefängnis: Freunde und Verwandte dürfen dich im Besuchsraum von Zeit zu Zeit besuchen. / Büro: Du darfst hier noch nicht einmal mit deiner Familie reden geschweige denn sie treffen.
8. Gefängnis: Es ist alles durch Steuergelder bezahlt und du brauchst nicht für Unterkunft und Verpflegung zu arbeiten. / Büro: Du musst für die Spesen selbst aufkommen und dann zieht man dir vom Lohn noch Steuern ab, mit denen man für die Gefangenen aufkommt.
9. Gefängnis: Dort hast du Aufsichtspersonal. / Büro: Hier nennt man sie „Manager".

Der Internetwitz stammt aus dem auf Seite 78 besprochenen Buch „Humor hinter Gittern – Der hat gesessen!" von Meins Coetsier und Andreas Leipold.

Evangelischer Pfarrerinnen- und Pfarrerverein
in Hessen und Nassau e.V.
Melsunger Straße 8A, 60389 Frankfurt
ZKZ 01268, PVSt, Deutsche Post AG, Entgelt bezahlt

Inhalt:

Editorial 50

KIRCHENREFORM I
Kirche im Überlebensmodus
Matthias Fischer 51

KIRCHENREFORM II
Vergesst die Parochie – um der Kirche willen!
Sven Evers 53

NUR EINE HILFSWISSENSCHAFT?
Die Macht der Kirchengeschichte
Bernd Jaspert 54

UMBRUCH 1919 – I
Karl Barth als Berater neuprotestantischer
(liberaler) Theologie
Udo Sopp 57

UMBRUCH 1919 – II
Frau, links, – gläubig?
Eine theologische Erinnerung an Rosa Luxemburg
Dr. Eberhard Pausch 64

ÖKUMENE I
Deutschland braucht Missionare –
ein indischer Pfarrer in der EKKW
Pfarrer Paul Sindhe 69

ÖKUMENE II
„Ich sehe was, was du nicht siehst" –
Erfahrungen in Deutschland
Pfarrer Paul Shindhe aus Indien 71

FÜR SIE GELESEN 77

AUCH DAS NOCH
Gefängnis und Büroarbeit – ein Vergleich 79

Für unverlangt eingesendete Manuskripte wird keine Haftung übernommen. Die Schriftleitung behält sich vor, Beiträge, Leser*innen-Reaktionen etc. nicht zu publizieren oder zu kürzen. Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben die Meinung der Autor*innen wieder, nicht unbedingt die der Pfarrvereine oder der Schriftleitung. Namentliche Beiträge verbleiben mit allen Rechten bei den Autor*innen. Für die Richtigkeit von Angaben, Daten und Behauptungen in den namentlich gekennzeichneten Beiträgen können die Herausgebenden keine Gewährleistung oder Haftung übernehmen. Sie werden jedoch nach bestem Wissen und Gewisen im Rahmen der Verhältnismäßigkeit des Aufwands überprüft. Die persönlichen Nachrichten werden ohne Gewähr mitgeteilt.

Impressum:

Herausgeber und Verleger: Ev. Pfarrerinnen- und Pfarrerverein in Hessen und Nassau e.V., Geschäftsstelle: Melsunger Straße 8A, 60389 Frankfurt, Tel. (0 69) 47 18 20 / Fax (0 69) 47 94 87 sowie der Pfarrverein Kurhessen-Waldeck e.V., Geschäftsstelle Kirchenkreisamt Marburg, Universitätsstr. 45, 35037 Marburg, www.ekkw.de/pfarrverein .

Schriftleitung und Redaktionsanschrift: Pfr. Martin Franke, Paulusplatz 1, 64276 Darmstadt, Tel. (0 61 51) 405-299.
E-Mail: schriftleitung-pfarrverein@ekhn.de

Redaktionskommission: Pfr. Frank Illgen, Heinrich-Wimmer-Str. 4, 34131 Kassel, Tel. (05 61) 400 79 89, pfarrverein@ekkw.de;
Pfr. Dr. Martin Zentgraf, Hess. Diakonieverein, Freiligrathstr. 8, 64285 Darmstadt, Tel. (0 61 51) 6 01 19 83, Fax 3075-29-281;
Pfr. Dierk Glitzenhirn, Frankenhainer Weg 55, 34613 Schwalmstadt-Treysa, Tel. (0 66 91) 9 68 56 92;
Pfrin. Susanne Holz-Plodeck, Rheinstr. 3a, 65597 Hünfelden, pfarramt-huenfelden-dauborn@t-online.de;
Pfrin. Susanna Petig, Karthäuser Str. 13, 34587 Felsberg-Gensungen, Tel. (0 56 62) 44 94, Fax (0 56 62) 67 45.

Druck: Druck- und Verlagshaus Thiele & Schwarz GmbH, Werner-Heisenberg-Straße 7, 34123 Kassel.
Der Bezugspreis ist durch den Mitgliederbeitrag abgegolten.
ISSN – 0941 – 5475

Wegen Ferienzeit ist der Redaktionsschluss für die nächste Ausgabe bereits am 12. Juni 2019!